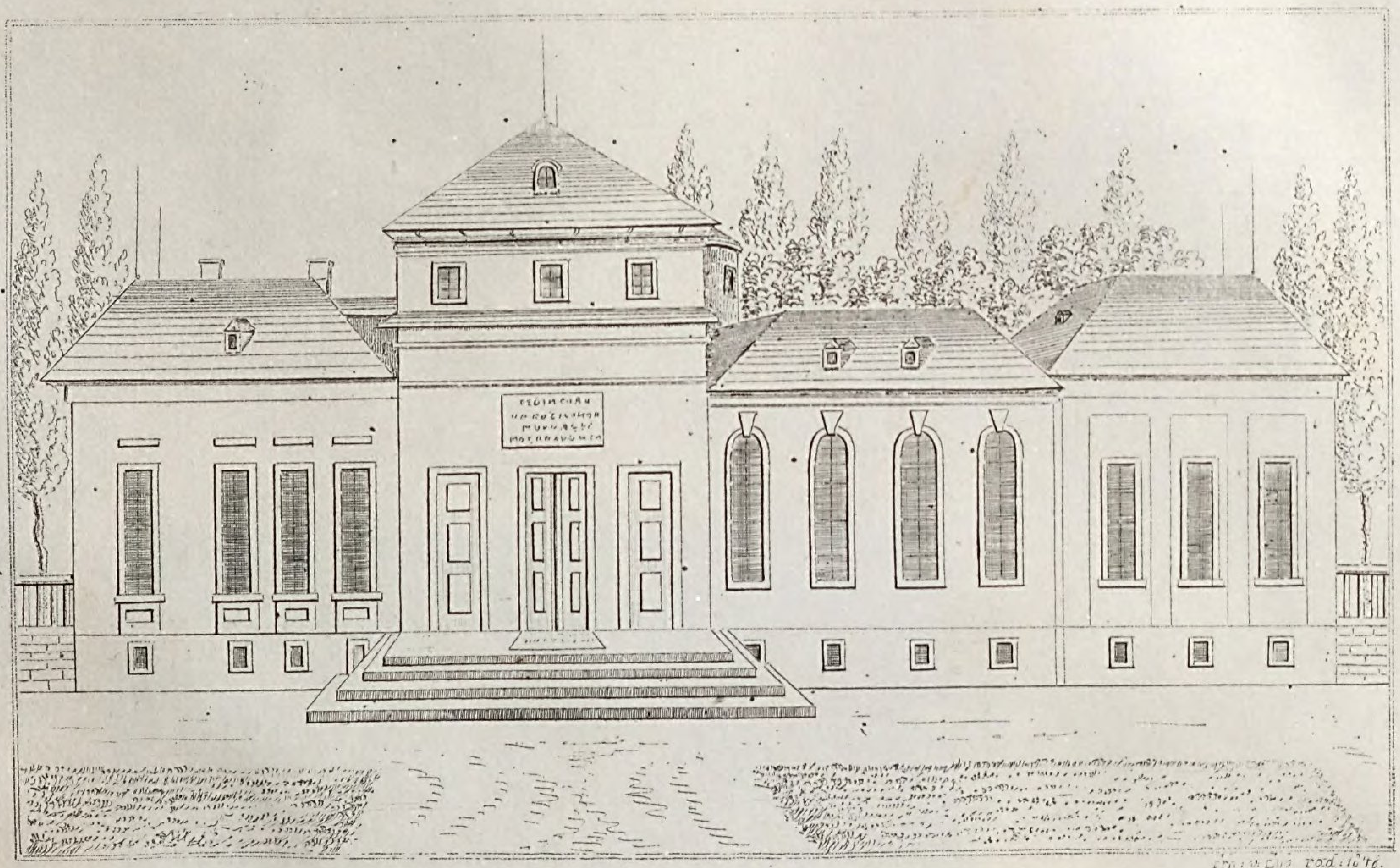

Joseph's Sommerwohnung im Augarten.

3

(Censurfrey.)

# Josephinische Curiosa;

oder

ganz besondere, theils nicht mehr, theils noch nicht bekannte

**Persönlichkeiten, Geheimnisse, Details, Actenstücke und Denkwürdigkeiten**

der

**Lebens- und Zeitgeschichte Kaiser Josephs II.**

„Joseph war so groß, daß man durchaus frey von ihm reden kann."

**Joh. v. Müller.**

„Den Hingeschiedenen ist man Wahrheit schuldig, den Lebenden Rücksichten."

**Voltaire**

## Drittes Bändchen.

### Inhalt:


| | Seite |
|---|---|
| 35) Szekely der Verbrecher, und Joseph der Richter . . . | 1 |
| 36) Der Prozeß Philipps Grafen von Kolowrat; und zur Geschichte der betreffenden Druckschrift, die nahe daran war, durch Henkers Hand verbrannt zu werden . . . | 20 |
| 37) Die Nonnen und der Nonnerich . . . . . . . . . . | 41 |
| 38) Literarische Attentate auf den Kaiser. Züchtigung des ruchlosen Aufwieglers und Pasquillanten Georg Philipp Wucherer . . . . . . | 64 |
| 39) Zahlheim der letzte Geräderte | 88 |
| 40) Details über das Freymaurerwesen unter Kaiser Joseph | 92 |
| 41) Zum Capitel d. Frauenhäuser | 143 |
| 42) „Joseph der II. im Controleur-Gang, oder: Allerley Scenen aus der heutigen Regierung." . . . . . . | 153 |
| 43) Staatsrathssitzung des Kaisers mit dem Papste; Josephs durchgreifende Erklärung 2c. . . . . . . . . | 161 |
| 44) Mozart bey Hofe; Josephs Urtheil über ihn . . . . | 170 |
| 45) Die ersten Spuren des Jacobinismus unter Joseph; die Zauberflöte als Allegorie der Revolution . . . . . . | 174 |
| 46) Begegnungen mit Friedrich von der Trenck; Josephs Antwortschreiben an ihn . | 188 |


**Mit einem Titelbilde.**


WIEN 1848.

In Commission bey J. Klang (Dorotheergasse Nr. 1105).

## 35.

## Szekely der Verbrecher, und Joseph der Richter.

Unter der Verwaltung des Gardeoberstlieutenants Szekely entsteht in der Hauptcassa ein Deficit von nicht weniger als Sieben und Neunzig Tausend Gulden!! Freymaurerische und alchymistische Verlockungen hatten den Unglücklichen bethört (worüber einige Andeutungen im 1. Bändchen der „Curiosa," Seite 110). Szekely wird vor Gericht gezogen. — „Joseph hatte die Strafe des Cassendiebs, der von der zweyten Instanz zur achtjährigen Festungsarbeit verurtheilt wurde, dahin abgeändert, daß dieser Arrest nur vier Jahre dauern, der Verbrecher aber zwey Stunden auf öffentlicher Schandbühne stehen sollte. Dieses schien einem politischen Flugblättler eine Erhöhung der Strafe;" also drückt sich Wolf in seiner „Geschichte der Veränderungen unter Joseph rc." aus.

Die in Rede stehende Flugschrift oder Broschure ist betitelt: „Freymüthige Bemerkungen über das Verbrechen und die Strafe des Garde-Obristlieutenant Szekely; von einem Freunde der Wahrheit, 1786;" Duodez. Der (ungenannte) Verfasser derselben ist J. J. Fezer, Druckereyfactor des berüchtigten Wucherer; dieser selbst der Verleger. Die giftige, verbrecherische Schmähschrift machte

unerhörtes Aufsehen (macht es noch jetzt), wurde auch in den Zeitschriften des In- und des Auslandes des Breiten besprochen, in Büchern abgehandelt rc., und Joseph der Erhabene gestattete, daß sie öffentlich verkauft werden dürfe. Einiges Nähere kommt in dem Artikel: „Literarische Attentate auf den Kaiser“ vor (Rautenstrauchs Schrift über Wucherer: Wie lange noch? im Verlaufe dieses dritten Bändchens unserer „Curiosa“). Auf Wucherers Veranlassung erschien dann alsbald eine Piece, die eine Art Critik vorstellen sollte: „An den Verfasser der freymüthigen Bemerkungen rc.“ Hier folge nun zuerst die famose Lästerschrift; dann aus einer Masse von Besprechungen (unter denen jene in Schlözers Staatsanzeigen zu den detaillirtesten gehören mögen) jene Notiz aus einem zu Zürich erschienenen Buche, auch die Gegenschrift betreffend.

---

„Seye es der Wahrheit erlaubt, heute wieder einmal unverkappt, ungeschminkt, ganz in ihrer schaudervollen Blöße zu erscheinen! — Höret, unbestechliche Richter, was ich Euch von Szekely's Verbrechen, von seiner Strafe, mit reinem unpartheiischen Munde, mit warmem Herzen sagen werde, und fället dann Euer Urtheil über mich, über Szekely, über seinen Richter.

Szekely, sobald er die bei der Gardekasse obwaltende Verwirrung und den in derselben bemerkten Abgang angezeigt hatte, wurde sogleich eingezogen, und nach, zum Schein vorläufig gemachten Untersuchungen, ein Kriegsrecht über ihn gehalten. Hiebey hat sich zwar ein baarer Abgang in der Kasse von 97000 fl. veroffenbaret; allein, da Szekely bewiesen hat, daß er sich ganz auf den ver-

storbenen Garde-Rechnungsführer Lakner verlassen, daß er demselben die Kasseschlüsseln auf immer anvertrauet, ja sogar, da er seine gänzliche Unwissenheit im Rechnungsgeschäft mehr als einmal ganz offenherzig einbekannt, die Rechnungen nie durchgesehen hat; so hat man ihn nicht wohl eines Kasse-Angrifs beschuldigen können, zumalen das ganze Garde-Korps die Niederträchtigkeit, und den über sein Vermögen glänzenden Aufwand des verstorbenen Rechnungsführers Lakner bestättiget hat.

Man hat daher den Oberstlieutenant Szekely nur die äußerste — immer strafbare Nachlässigkeit zeugen können, woraus von selbst folgt, wie nach dem abgemessenen Verhältniß zwischen dem Verbrechen und Strafe, leztere ausfallen müsse. Das Kriegsrecht hat auch aus diesem Anbetracht, da er, um mich juridisch auszudrücken, weder confessus, noch convictus war, auf eine sechsjährige Gefangenschaft in einer Festung angetragen, und der Hofkriegsrath, dem nach der bestehenden Vorschrift dieses Kriegsrecht zum revidiren übergeben werden mußte, beging den groben Fehler, den kriegsrechtlichen Straf-Spruch zu verschärfen, und die Dauerzeit der Gefangenschaft auf acht Jahre auszudehnen; wo demselben doch unmöglich unbekannt seyn kann, daß unser Allergnädigster Monarch ohnehin gewohnt seye, die von den Gerichtsstellen über Verbrecher gefällte Urtheile immer in Gnaden zu — verstrengen. Doch hierüber will ich hinausgehen, und glauben, daß das Revisorium nach den Gesetzen und der strengen Gerechtigkeit so sprechen mußte. Ich begreife aber nicht, wie der Kaiser auf den vom Hofkriegsrath über die Untersuchung der Kasse-Veruntreuung des Szekely hat sagen können:

„Szekely ist ohne weiters zu kassiren, des Militärstandes unfähig zu erklären, und dem Zivile zur Bestrafung zu übergeben, wo er nachher in loco Delicti, nemlich in Wien, drey Täge nach einander, alle Tage zwey Stunden auf der Bühne auf dem hohen Markt, zum erspiegelnden Beispiel zu stehen hat.“

„Die ihm zuerkannte achtjährige Arreststrafe will Ich ihm aus Gnaden wegen seines Alters bis auf 4 Jahre vermindern, diese hat er in dem Zivil-Strafort Szegedin, der für Hungarn besteht, mit der gewöhnlichen Atzung, wie andere Delinquenten auszuhalten.“

Noch weniger ist es möglich, mich zu überführen, daß der Monarch auf einen neuerlichen wegen dieser so scharfen Resolution erstatteten Vortrag, wo man ihm so gründlich vorstellte, daß diese Strafe gar nicht Platz greifen könne, und sie so unverdient, als den Gesetzen und der Gerechtigkeit widersprechend ist, dennoch auf seiner ersten Entschließung hat beharren, und neuerdings so streng sprechen können. Ich will diese letzte Resolution auch von Wort zu Wort hersetzen:

„Ein jeder unrichtiger Kassebeamter kann, wie Szekely, sagen, er wüßte nicht, wo das Geld hingekommen ist, wenn er es auch gestohlen hätte. Sobald als Geld, besonders eine so ansehnliche Summe, wie diese von 97000 fl. in der Kasse sich nicht befindet, so stehet es nicht mehr dem Richter zu, ihm zu beweisen, daß er es entfremdet hat; sondern ihm steht zu, zu beweisen, daß er es nicht entwendet hat, und sobald er dieß nicht beweisen kann, so bleibt er ein Dieb. Es ist also ohne weiters der Sentenz gegen ihn, sobald er kassiret ist, folglich aufhöret, militar

zu seyn, zu vollziehen, und ihm das Zettel, als untreuer Beamter anzuhängen."

Man erlaube mir über beide diese Allerhöchste Entschließungen meine Meinungen zu sagen.

Szekely ist strafbar wegen seiner supinen Nachlässigkeit; er ist strafbar, daß er sein volles Zutrauen in einen Rechnungsführer setzte, von dem, da es das ganze Garde-Korps wußte, es ihm gewiß nicht unbekannt seyn konnte, daß er splendide lebe, und solches von seinem eigenen Vermögen zu bestreitten nicht wohl im Stande seyn möge. Es kann zwar auch seyn, daß Szekely die Unordnung bei der Garde-Kasse mag wahrgenommen und einen Defekt befürchtet haben, welches ihn vielleicht, und, da er auf die bei desselben Entdeckung zu befahren habende schändlich-entehrende Bestrafung rechnen konnte, verleitet hat, all sein Studium der Chemie zu widmen, um vielleicht durch eine glückliche Erfindung sich aus dem Labirinth und der Gefahr, die ihm drohte, herauszuhelfen.

So kindisch dieses immer bei Männern klingen mag, so ist es doch auch eine Leidenschaft, die er um so weniger bezwingen konnte, als er in selber allein Hilfe suchte und hoffte. Zu seiner Entschuldigung tritt noch bei, seine oben angezogene, von ihm einbekannte gänzliche Unwissenheit im Rechnungsgeschäft.

Freilich hätte Szekely, bei dem Gefühle seines Unvermögens, nie ein Rechnungsgeschäft übernehmen sollen; aber, wenn jeder das Amt, dem er nicht gewachsen ist, niederlegen sollte, wie öde, wie ausgefegt würden sich die Kanzleien unsern Augen darstellen!! Rabener giebt derley Menschen Muth, wenn er ihnen zulispelt: wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand dazu; obwolen

Szekely nie so gedacht haben würde, wenn er das traurige Ende davon vorgesehen hätte.

Endlich muß auch Szekely immer als ein ehrlicher Beamter, dem man nie einen Kasse-Angriff zutrauen konnte, bekannt gewesen seyn, da selbst ein bei der Untersuchung vorgekommenes Allerhöchstes Handschreiben der weiland Kaiserin Maria Theresia besteht, wo Sie in Szekely als einen bekannten treuen Diener so viel Vertrauen zu setzen sagt, daß es platterdings bei der Garde-Kasse keiner Gegensperr benöthiget. Dieses kann, dieses muß dem Szekely zum Behuf gereichen; man müßte nur zu den übrigen Undankbarkeiten auch noch jene hinzuthun, daß man die unvergeßliche Monarchin einer unvernünftigen Leichtgläubigkeit, und eines blinden Zutrauens in diesem Falle beschuldigen wollte; obwolen Sie bey all diesen Ihr angedichteten Gebrechen doch nicht so viel Schurken in ihrer Regierung aufweisen kann, als unser Monarch durch all seine Strenge nicht abschrecken konnte. Ein Beweis, daß der Fürst durch Liebe die Unterthanen immer mehr im Zaum halten könne, als durch Tiranney.

Um wieder zurückzukommen: obwolen dieses Handbillet der Kaiserin eigentlich ein Bürge für Szekely's Treue ist; so kann es doch kein Deckmantel seyn, worunter Fürst Esterhazy seine Nachlässigkeit verbergen will. Esterhazy ist hiedurch gar nicht entschuldigt, daß er als Garde-Kapitaine, dem diese Charge zur genauen Obsorge auf alles, was das Garde-Korps betrifft, übertragen wurde, niemals von Szekely die Rechnungen abfoderte, oder eine mehrmalige Kasse-Durchsuchung (Revision) veranlaßte. — Keineswegs fällt auch die Schuld von der Hungarisch-Siebenbürgischen Hofkanzley hinweg, die als obere

Stelle nach der bestehenden Vorschrift hierauf ein wachsames Aug' hätte haben sollen; aber wer verdenkt es auch dieser Hof-Stelle, bei der Unordnung und Unrichtigkeit nach bekannten — überzeugenden Beispielen allenthalben eingerissen hat? — bey der Buchhalterey bloß dem Namen nach bestehet? — wo man von richtiger Kombinirung des Empfangs und der Ausgabe eben so richtige Begriffe als Brambilla von der Medizin hat? — Doch, ich schweife aus; ich wollte nur sagen: wenn man Nachlässigkeit an Einem bestraft, so muß man sie auch an dem Andern bestrafen; und, gleichwie Szekely durch seine wenige Bekümmerniß um das Kasse- und Rechnungswesen dem Rechnungs-Führer den Weeg zur Veruntreuung öfnete; eben so kann Sz:kely zu seiner nachsichtvollen Unbesorglichkeit nur durch die wenige Darobhaltung des Garde-Kapitäns und der Hungarischen Hofkanzley auf Ordnung und Richtigkeit, verleitet worden seyn.

Bei diesen Umständen, wo Szekely von seinem Verbrechen, der Kasseveruntreuung nemlich, weder überwiesen ist, noch auch solches einbekennet hat, und wo es wahrscheinlich ist, daß Lakner vielmehr ein Spizbube war, und man den Szekely nur einer Nachlässigkeit, deren Bestrafung er der Nachlässigkeit seiner Vorgesetzten, die man nicht bestraft, zu verdanken hat, beschuldigen kann; wäre es würklich Strafe genug gewesen, ihn auf eine achtjährige Festungs-Gefangenschaft zu verdammen. Ich komme daher jetzt, nachdem ich das, was man zum Behuf des Szekely über das an ihm bestrafte Verbrechen sagen konnte, gesagt habe, auf seine erlittene Strafe selbst.

Vormals und auch jetzt, bey allen gesitteten Völkern pflegten die Fürsten, die von den Gerichtsstellen über

Verbrecher gefällte Urtheile in Gnaden zu mildern; — bei uns ist es nunmehr zur Mode geworden, solche zu — verschärfen, vielleicht, um des entzükenden Vergnügens in vollem Maße zu genießen, daß man Beweise seines unumschränkten Despotismus ablegen könne. Armer, bedaurenswürdiger Szekely! daß es in der Kugel deines traurigen Schicksals aufgezeichnet seyn mußte, daß die Untersuchung deines Verbrechens einem wetterwendischen Monarchen eben in dem Augenblick vorgelegt werde, wo ihn vielleicht eine Fliege an der Nase nekte, und er im Zorn hierüber dein schändliches Urtheil fällte! — Unglücklicher Mann! du Opfer der Laune des Monarchen! Du grausames Opfer eines unmenschlichen, tyrannischen Herzens! Sagt, Männer von Gefühl, sagt, Männer der Gerechtigkeit! welcher Monarch kann Urtheile verstrengen? — — ein Tirann! Welcher Monarch kann die Rechte der Menschheit mit Füßen tretten? — — ein Tirann!! Welcher Monarch kann Gesetze und Gerechtigkeit verlachen? — — ein Tirann!!! Welcher Monarch kann in Kriminal-Sachen nach eigener Willkühr handeln? — — ein Tirann!!!! — — Gott! Gott! was bist du armer Mensch! schwaches Geschöpf, das dieser launigte Kopf unverschuldet im Staube tritt, daß du dich krümmest, und unter siebentausend Schmerzen von einer siebentausendköpfigen Hidra erwürget wirst?

Schreckliches, die Menschheit entehrendes Bild! und doch wahr, aus Erfahrung wahr.

Laßt mich nun wieder zurukkommen, laßt mich sagen, was das heißt, die Urtheile, welche die Untersuchungs-Kommission spricht, zu verschärfen. Entweder heißt es: ihr Richter, die ich aufgestellt habe, nach dem Gesez und

der Gerechtigkeit zu richten, ihr seyd Spizbuben, ihr habt euch von eurer Pflicht entfernt, habt partheiisch gesprochen, habt mich zu hintergehen, zu belügen gesucht; — und dann kann freilich der Monarch nicht länger zusehen, er muß diese ungerechten Richter abdanken; thut er dieses nicht, so ist es ein stilles Bekenntniß, daß sie, ihrer Pflicht getreu nach den Gesezen und der Gerechtigkeit gesprochen haben; aber auch ein schmetternder Donner: Ich will euer Urtheil aus Willkühr nicht genehmigen, ich will als Herr, der Macht über Leben und Tod hat, diesen euren Sentenz verschärfen. Himmel! was für eine Sprache in dem Munde eines Monarchen, den Du uns zum Beschüzer, nicht zum Tyrann gabst! — Also ungerecht, und noch einmal ungerecht, daß Szekely's Strafe so sehr verstrenget wurde; so sehr, sage ich, denn zwo Stunden auf der Bühne stehen, ist eben so ungewöhnlich, als unerhört. Daß der Kaiser ihm von dem ihm zuerkannten achtjährigen Arrest vier Jahre wegen seines Alters nachsieht, um den schwachen, unter dem Dienst ergrauten Greisen durch das schändliche Bühnestehen desto mehr zu beugen, ist wahrlich keine Gnade; denn es ist eben so viel, als: weil du sehr schwache Füsse hast, und folglich die Leiter sehr hart hinanklettern kannst, so will ich dich statt henken, von unten auf rädern lassen. Aber ich glaube, Szekely würde nie zu der Schandbühne verdammet worden seyn, wenn er nicht Maurer, oder Rosenkreuzer gewesen wäre, denn man will sagen: der Monarch habe ganz deutlich zu erkennen gegeben, er wolle denen Kerln (Maurern) zeigen, daß ihre Protektion nichts helfe. Und nun beantworte mir jemand die Frage: Ob es nicht billig seye, daß der Monarch den Haß, den er wider eine ganze Gesellschaft gefaßt hat,

an einem Mitglied derselben durch die Macht des Stärkern bezeige? — ist es nicht sehr possirlich, wenn der Bauer in der Finster zu seinem Nachbar geht, und ihm unerkannt einen Knips versezt, und dann fortlauft, und in seine Faust lacht, daß er demselben so einen Streich gespielt hat? — O Gerechtigkeit! Gerechtigkeit! spielst du denn unter uns blinde Maus! — — — — — — —

Daß der Kaiser über den ersten Vortrag des Hof-Kriegs-Raths diese strenge Strafe über den Szekely verhängte, wäre noch zu entschuldigen, man könnte sie aus dem Gesichtspunkte einer Unbesonnenheit, einer Übereilung betrachten. Aber daß er auf eine neuerliche Vorstellung darauf beharrte, und aus welchem Grunde er beharrte, zeigt erstens ein hartes Herz, und zweitens ungegründetes Raisonnement.

Sobald als Geld, heißt es in der leztern Resoluzion, besonders eine so ansehnliche Summe, wie diese von sieben und neunzigtausend Gulden ist, in der Kasse sich nicht befindet, so stehet es nicht mehr dem Richter zu, ihm zu beweisen, daß er es entfremdet hat; sondern ihm steht zu, zu beweisen, daß er es nicht entfremdet hat, und sobald er dieß nicht beweisen kann, so ist und bleibt er ein Dieb.

Ich seze nun den Fall: von zweien Kassebeamten, deren jeder die Gegensperr von der Kasse hat, ist einer ein Spizbube; sucht die Schlüsseln des andern auf einen Augenblick zu Handen zu bekommen, drucket sie in Wachs, und läßt sich dann darnach die Schlüsseln von dem Schlosser verfertigen. Bei Gelegenheit öffnet er, da er nun beede Gegensperr-Schlüsseln, seine und die des andern nachgemachter, in Handen hat, die Truhen, nimmt Geld her-

aus, und verschließt sie wieder. Bei der monatlichen Kassevision zeiget sich der Abgang, und beede Kasse-Beamten müssen nun dafür haften; jeder soll die Hälfte davon zahlen, und dem Spizbuben bleibt folglich noch eine Hälfte von dem Entfremdeten zu Gute. Der andere ehrliche Beamte kommt hiedurch wider sein Verschulden in Ungelegenheiten; der Kasse-Abgang ist erwiesen; er kann es nicht beweisen, daß er das Geld nicht entfremdet hat; und doch hat er es nicht entwendet, und ist folglich kein Dieb. Wie bestehet also die Richtigkeit der kaiserlichen Resoluzion? und ist es nicht klar, nicht nach den Gesezen, daß der Richter den Dolum des Verbrechers beweisen müsse, weil der Verbrecher das Gegentheil niemals anders, als durch ein plattes Nein zu beweisen im Stande ist.

Noch eine Bemerkung will ich machen. Der Kaiser befahl: man solle dem Szekely, nachdeme er kassiret ist, und folglich aufhört, militär zu seyn, auf der Bühne den Zettel anhängen: Untreuer Beamter. Auf welche listige Art suchte Er von seinem lieben Militair die Schande wegzuwälzen, und sie denen Beamten aufzubürden?

Ich will nun nichts weiters sagen, als mich über das niederträchtige Betragen des Wiener Publikums bey Vollziehung der Strafe an Szekely beklagen. Welche herrliche Augenweide war dieses jammervolle Spektakel dem gaffenden Pöbel! Da stand er nun versammelt um die Bühne, starrte ihn an, den zitternden Greisen, wie eine leblose Bildsäule, und begnügte sich nicht, ihn mit einigen Blicken zu fassen; nein! stundenlang verweilten sie, die neugierigen Wiener, um ihn her, und zürnten vielleicht noch im Herzen, wenn die Gloke die Stunde seiner Erlösung von dem Bühnestehen läutete. Ein Beweiß, wie viele Müssiggänger

Wien in seinen Mauern einschließe, die ihre Zeit nicht anderst zu tödten wissen, als durch den vergnügenden Anblick eines unglücklich bestraften Verbrechers. Ein Beweiß, wie wenig die Wiener feines Gefühl und wahres Mitleiden für den Elenden haben. Ein Beweiß, daß Kaiser Joseph recht dazu gemacht ist, den Geist der Wiener, der sich immer nach neuen auffallenden Gegenständen sehnt, zu ernähren."

---

Obiges also das Fezersche Pasquill; und nun, laut unserm Eingang folgende Notizen aus: »Briefe über den gegenwärtigen Zustand der Literatur und des Buchhandels in Oesterreich. 1788." Das (anonyme) Buch ist von einem gewissen Full verfaßt, und in Zürich gedruckt; es hat 288 Seiten in gr. Octav. Der Text, welchen wir mittheilen, steht Seite 156 — 162; er lautet:

Da Szekely, wegen Veruntreuung der Casse, die er unter seiner Aufsicht hatte, auf der Bühne stehen mußte, so erschien bald darauf bey Wucherer die Schrift: »Freymüthige Bemerkungen über das Verbrechen und die Strafe des Garde-Oberstlieutenant Szekely." — Wenn du die freymüthigen Bemerkungen über Aufklärung und Reformen unserer Zeit mit Bedacht lesen wirst, so wird dir nicht schwer seyn, den Verfasser dieser alle Gränzen der Ehrfurcht gegen den Monarchen überschreitenden Skarteke zu errathen. — Weimar, der diese Schrift selbst setzte, und nächtlich einige Buche für Wucherer davon abdruckte, um sie durch einen Dritten der Censur vorlegen zu lassen — dieser Weimar, der dem Monarchen versprach, etwas Besseres zu drucken, wie Schönfeld, verbesserte noch an

dem Manuscript. Er setzte nach seiner eigenen Aussage zu jedem Wort, Tyrann! welches in drey nach einander folgenden Fragesätzen steht, und jedesmahl nur mit Einem Ausrufzeichen geschrieben war, nähmlich: ein Tyrann! — ein Tyrann! — ein Tyrann! — Diese Wörter so: ein Tyrann! — ein Tyrann!! — ein Tyrann!!! — Da diese Schrift in Eile gedruckt ward, so ließ der Verfasser diese Wörter so stehen, entweder weil er sie nach seiner Abschrift nicht verglich, oder auch, weil es ihm so recht war. — So gering diese Änderung ist, oder scheinen mag, so verräth es doch den dummen, boshaften Antheil, den dieser Mensch bey solchen Unternehmungen nimmt. — Mein Lieber! ist es nicht thöricht von dem Ochsen, der da in der Tenne seines Herrn drischt, und dafür täglich nichts mehr und nichts weniger, als sein Bündel Heu bekömmt, den Jochdruck über die Schranken dehnen will, die ohnehin schon gesetzt und berechnet sind, um das Mögliche aus dem Stroh herauszupressen?

Sobald die Schrift gedruckt war, ward sie durch einen Unbekannten an den hiesigen Buchhändler Hohenleithner gesendet, um sie der Censur zu übergeben. Die Censurcommission schickte dieselbe dem Monarchen, der damahls in Ungarn war, durch eine Staffete nach, um seine Resolution derwegen zu vernehmen. Der Monarch ließ sich dieselbe durch seinen Adjutanten vorlesen, und schrieb dann darauf, „daß sie öffentlich verkauft werden solle, weil sie nur seine Person anbelange — aber eine andere Schrift, (Beweis, daß Zahlheim als ein Opfer der Unwissenheit seiner Richter hingerichtet worden ꝛc.) verbiete er, weil sie seine Richter und ihr Verfahren durchzöge,“ u. s. w. — Nun war der Teufel los! — Sie wurde aller Orten und

Enden angekündigt, in den ersten Tagen um 30 kr. verkauft, und nachher um 15 kr., bey welchem Preise es bey Wucherer verblieb. Alles kaufte, was nur lesen konnte; es wurden bis 6 Auflagen verschlissen. Wucherer würde noch ein paar Auflagen haben veranstalten dürfen, wenn nicht Schmidt und Steinsberg dieselbe, da kein Verleger darauf stand, nachgedruckt, und bey 4000 davon verschlissen hätten, weil sie dieselbe zu 10 und 7 kr. verkauften. Letzterer ließ eine Vignette, einen Ochsenkopf vorstellend, dazu verfertigen — er wollte den Verfasser damit bezeichnen, vergaß aber anfänglich es ausdrücklich zu benennen, und gab daher zu verschiedenen Deutungen Anlaß. — Viele, die auch den Nachdruck gekauft hatten, kauften doch wieder das Original bey Wucherer, weil sie nicht recht trauten, ob auch der Nachdruck das nähmliche enthalte, was im Original stehe.

Rautenstrauch, der mit Wucherer in einer Disharmonie steht, ließ in die Erlanger Realzeitung setzen, „daß eine Schrift über Szekely's Verurtheilung in Wien erschienen sey, die alle Schranken der Ehrfurcht gegen den Monarchen überschreite: Ein gewisser Mann, der den Verlag der Skarteken wider Joseph II. zu seiner einzigen Speculation mache, sey der Drucker und Verleger davon.“ — Wucherer fand sich durch diese Nachricht des Erlangers betroffen; er ließ daher durch seinen Hausautor, Fezer, eine entgegengesetzte, dem Erlanger Zeitungsschreiber zusenden, nähmlich, „daß er von seinem Correspondenten wegen diesen Artikel irre geführt worden; daß sich keine Wienerpresse so weit vergessen hätte, eine Schmähschrift gegen den Monarchen zu drucken, sondern, Gott weiß, woher, an den hiesigen Kunsthändler Hohenleithner einge-

schickt; und nachher, da der Verkauf dieser Schrift erlaubt worden, auch von jenem Mann, von dem es heiße, er nehme alle Skarteken gegen den Monarchen in Verlag, angekündigt worden." — Dieses brachte Hohenleithner, der sich indessen mit Wucherer entzweyt hatte, weil er auch den Nachdruck in Commission nahm, dermaßen auf, daß er in der nächsten Wienerzeitung eine Beylage zulegte, worinn er den ganzen Hergang dieser Sache erzählt, oder durch Rautenstrauchen erzählen läßt. Da es zu viele Abschreiberey gäbe, so will ich sie dir hier gedruckter beilegen. Sie hat die Überschrift: Ehrenrettung *).

*) Weil ich mich noch weiter unten in diesem Briefe auf diese Zeitungsbeylage berufen werde, so will ich sie, da ich sie mit diesen Briefen in meine Hände bekam, hier von Wort zu Wort hersetzen. A. d. H.

„E h r e n r e t t u n g."

Im 54. Stück der beliebten Erlanger Realzeitung befindet sich S. 465 — 466 folgende Stelle:

„über die Verurtheilung des gewesenen Garde-Oberstlieutenants Szekely ist in Wien eine mit lateinischen Lettern gedruckte Schrift erschienen, deren Inhalt alle Schranken der Ehrfurcht gegen den Monarchen überschreitet. Ein gewisser Mann, der den Verlag der Skarteken wider Joseph II. zu seiner einzigen Speculation gemacht hat, ist der Drucker und Verleger derselben."

Dieser mir unbekannte Freund und Gönner des Erlanger Herrn Zeitungsverfassers war allerdings ein patriotisch-gesinnter, rechtschaffener Mann, weil er ihm nichts anders, als die lautere Wahrheit schrieb. Allein diese Wahrheit ward durch Vermittlung des Druckers und Verlegers dieses Schandwerkes, im 58. Stück S. 499 zu

Wucherer, so rüstig er sonst mit einer Gegenantwortung aufwartet, beantwortete diese Ehrenrettung mit Still-

---

einer Lüge verunstaltet, bey der ich Endesgenannter unmöglich gleichgültig bleiben kann. Es heißt nähmlich daselbst: „Daß er von seinem Correspondenten, in Ansehung des Druckers und Verlegers dieser Schrift, irre geführt worden; daß sich keine Wienerpresse so weit vergaß, ein Pasquill gegen den Monarchen zu drucken; daß jene Piece, vielleicht von einem innländischen Verfasser geschrieben — Gott weiß woher — an den hiesigen Buch- und Kunsthändler Hohenleithner eingeschickt, und erst, nach dem der Kaiser den öffentlichen Verkauf bewilligte, auch von jenem Manne angekündigt wurde, von dem es heißt, daß er alle Skarteken gegen Kaiser Joseph II. in Verlag nehme ꝛc.“

„Da nun auf diese Weise der Schuldige sein Vergehen auf mich, — den Unschuldigen, wälzen will, so finde ich mich nothgedrungen, den wahren Verlauf der Sache hier öffentlich bekannt zu machen.“

Ungefähr den 27. oder 28. Juny, als eben diese Schrift unter der Presse war, kam der hiesige Groß- und Buchhändler, Herr Georg Philipp Wucherer, ganz hastig zu mir und fragte: Ob ich verschwiegen seyn könnte? Er habe eine Piece, an der Alles gelegen wäre, von welcher ich die Censur besorgen möchte.“ Er setzte hinzu: „Daß er mich nicht zum Mittler brauchte, wenn ihm nicht darum zu thun wäre, den Verdacht abzulehnen, daß Er den Autoren Anlaß gebe, s o l ch e Brochüren zu verfassen.“

„Ohne mir bestimmt vorher zu sagen, von was diese Broschüre handle, sendete er mir hierauf den 30. Juny, durch einen seiner Miethlinge, ein Packet franco, bey dessen Eröffnung ich 50 Stücke derselben mit einem fingirten Brief fand, des wörtlichen Inhalts:“

schweigen. — Es kamen nachher einige Schriften in seinem Verlage heraus, die beweisen sollten, daß er jedes,

---

Mein Herr!

„Die mitkommende Schrift — 50 Exemplare à 14 kr. empfangen Sie hiemit, und haben die Güte, den Verkauf zu besorgen; nach Abzug 15 Procent Rabats belieben Sie den Betrag demjenigen zuzustellen, der die Hälfte des innliegenden Papiers“ (hier lag ein gleich einem Versatzzettel ausgeschnittenes Stück Papier) — „zeigen wird.“

„Ich gab aber am 1. July ein Exemplar derselben, nebst dem Brief und dem Fetzen von Papier zur Censur; am 3. July wurden mir die 50 Exemplare von der Censur abgefordert, und am 14. erhielt ich sie, mit der Nachricht, daß man sie verkaufen könne, wieder zurück.“

„Diese 50 Stück waren in einigen Minuten abgesetzt. Ich wendete mich also an den Verleger, der mir nach und nach gegen 200 Stück zukommen ließ, bis er endlich (weil ich auch den Nachdruck mit der Ochsenvignette in Commission nahm) Gelegenheit fand, die mir versprochenen 15 Procent selbst zu verdienen, wozu ohnehin schon die Anstalt getroffen war, weil diese Piece, gleich in der ersten Stunde, in allen hiesigen Caffeehäusern bekannt gemacht wurde.“

Nach ein Paar Tagen verbreitete sich das Gerücht, daß wegen den Urhebern dieser Schrift eine Untersuchung angestellt werden sollte. Ich machte es Herrn Wucherer schriftlich zu wissen, und erhielt von ihm folgende eigenhändige Antwort:

*P. P.*

„Ich glaube es nicht, daß eine Untersuchung vorgenommen werden wird. Inzwischen will ich Sie doch belehren, was Sie zu thun haben, falls es geschehen sollte. Sie können ja mit gutem Gewissen sagen, daß Ihnen die 50 Exem-

es mag für oder wider den Monarchen geschrieben seyn, in Verlag nehme, und er als Verleger, mit dem Inhalte nichts zu thun hätte. Die erste dieser Schriften hieß: An den Verfasser der freymüthigen Bemerkungen über das Verbrechen und die Strafe des Garde-Oberstlieutenant Szekely, worin der Monarch wieder neue Hiebe bekam, anstatt den Verfasser und seine Scribeley zu beurtheilen und zurecht zu weisen — aber was helfen auch dem Ver-

---

plare, ohne zu wissen von wem, zugeschickt worden seyen. Nach erhaltener Erlaubniß zum Verkaufe hätten Sie von mir erfahren, daß auch ich eine zum Verkauf hätte; und hätten also solche, wenn Sie eine gebraucht hätten, von mir holen lassen. Mit diesem werden Sie hinlänglich gerechtfertigt seyn."

„Das Publicum wird also aus diesem wahren Vorgange überzeugt seyn, daß die im 58. Stück der Erlanger Realzeitung wegen dieser Sache eingeschaltete Nachricht, Zeile für Zeile unwahr ist; daß es dennoch eine Wienerpresse war, die sich so weit vergaß, ein Pasquill gegen den Monarchen zu drucken; daß niemand anderer, als Herr Wucherer, der es druckte, mir zuschickte, und das Geld dafür bezog, der Verleger desselben ist, und folglich ich deshalb schuldlos bin."

„Ich bin diese öffentliche Nachricht meiner Ehre, meiner Rechtschaffenheit und meiner Unterthanspflicht schuldig, und überlasse es dem guten Gewissen des Hrn. Wucherer, durch welche Scheingründe er diese abermahlige Verwegenheit vor den Patrioten Österreichs rechtfertigen will."

Wien, den 5. August 1786.

Lucas Hohenleithner,
Buch- und Kunsthändler, am
Kohlmarkt Nr. 1180.

leger solche Widerlegungen? Das Publicum kauft sie nicht, und dem Verleger bleibt sein Säckel leer, — er muß absolut, und sollt' es ihm auch den Kopf kosten, solche Schriften haben, die Persiflagen gegen den Monarchen oder Staat enthalten! — Da nun aber Rautenstrauch seine volle Ladung gegen ihn abfeuerte, so wurde ihm, und auch seinen Autoren, um die Hosen herum bange, weil sie an der Unmöglichkeit von ein paar Schock Arschpöller, wovon ihnen vorher gar nichts träumte, doch zu zweifeln anfingen.

## 36.

## Der Prozeß Philipps Grafen v. Kolowrat; und zur Geschichte der betreffenden Druckschrift, die nahe daran war, durch Henkers Hand verbrannt zu werden.

Diese 196 Seiten umfassende Schrift von Juolfinger Ritter von Steinsberg hat nachstehenden Titel: „Vollständiger Prozeß und Vertheidigung des Grafen Philipp von Kolowrat Krakowsky. Als ein Beytrag zu den noch mächtigen Prälatenkniffen in Österreich. Nebst einem wahren dramatischen Scharmützel: Bischof, Prälaten und Nonnen. Amsterdam 1783.“ (Nürnberg, Lochner.) Auf dem Titel befindet sich als Vignette das silhouettirte Porträt des Grafen. — Das Buch besteht aus Fragmenten; die Auszüge, welche wir hier bringen, müssen folglich noch fragmentarischer seyn; allein sie biethen unter Anderm einen leuchtenden Beweis von Josephs des Philosophen und Menschenfreundes strenger „Unbestechlichkeit des Herzens,“ indem er, während er den Sohn abgesetzt ließ, den Vater zu den höchsten Staatswürden erhob. Von dem in 6 Abtheilungen zerfallenden Buche geben wir zuerst bloß aus dem ersten und dritten Extracte; die zweyte (Bischof, Prälaten und Nonnen; ein dramatisches Scharmützel) folgt darauf in einem eigenen Artikel.

## Aus der ersten Abtheilung.

### An das Prager Publikum.

Liebe Landsleute!

Ihr würdet ohne Zweifel mir herzlich danken, wenn ich einem unter euch, den die Schlange gestochen hätte, erschiene, ihm das Leben zu retten; würdet mir's danken, ich trau es eurem Christenthume zu, wenn auch der Unglückliche, in Rücksicht seines moralischen Characters, bey euch nicht bestens angeschrieben wäre. Nun handelt sich's hier um ein moralisches Leben eines angesehenen Mannes, der von tausend giftigen Schlangen gestochen wurde, von Klapperschlangen, die — wie uns die Geschichte beweiset, manch gekröntes Haupt tödteten; die unsere Aufklärung erstickt zu haben glaubten, und die heute noch den schändlichsten Gift unter die Menschen ausspritzten. — Diese Schlangen überfielen, mit einem aufgezischten Trupp abergläubischer Dummköpfe, den würdigen Kreishauptmann, Grafen v. Kolowrat, dem sie wohl Garaus gemacht haben würden, lebten wir nicht unter dem Schutze Joseph's, wo der thätigste Großinquisitor selbst aus Verzweiflung, mit über den Kopf geschlagenen Händen, ausrufen müßte: Hier regieret die Vernunft, — hier ist's um uns geschehen! — Ich schrieb nun den Namen nieder, — des euch allen verhaßten Grafen, dessen Ehre öffentlich beleidigt — auch öffentlich Genugthuung erhalten muß. — Ihr zittert vielleicht für mich, wenn — die Geistlichkeit mich entdecken sollte? — aber ich zittere vor verkappten Schurken nicht, die man nur entlarven darf, um sie zu entwaffnen. Nun will ich muthig zur Sache schreiten, und fordere die Billigkeit zur Richterinn meiner Worte auf.

Herr Philipp Graf von Kolowrat Krakowsky ist unter dem 16. März 1782 vom Gubernium, als ein landesfürstlicher Commissär, nach Doxan beordert worden, um, vermöge der folgenden kaiserl. Instruction, das dortige Nonnenkloster aufzuheben.

Während daß Herr Kreishauptmann, Graf Philipp v. Kolowrat, mit seinen Untergeordneten die Nächte durchwachte, um das Geschäfte, vermöge der kaiserlichen Instruction, zu beschleunigen, so wie er dann auch unter allen Commissarien der erste war, so fertig wurde, entfernte sich der Herr Prälat, ohne sich dem Herrn Commissair zu empfehlen, der doch damals des Kaisers Person vorstellte, von Doxan, um zu Prag wider den Grafen eine Klage zu veranstalten, und durch sein politisches den stummen Schmerz anzeigendes, Betragen, dann durch die thätige Freundschaft des Herrn Prälaten von Strahof, ihn zu stürzen. Er speißte mit dem reducirten Doxaner Herrn Prälaten zu Prag an einer prächtigen Tafel, wie dann die geistlichen Tafeln immer die prächtigsten sind, und erzählte da in Gegenwart von 40 Personen, wie grausam der Graf mit dem Prälaten zu Doxan verfahren, der doch ein Landstand wäre, welcher unglückliche Landstand, während dieser Beschreibung, seinen Freund mit Thränen secundirte. — Wie hätten Menschen, so die königliche Hospitalität des apostolischen Prälaten zu Doxan öfters erfuhren, nicht an seinen Schmerzen Theil nehmen, und dem grausamen Grafen, der diesem Aufwand, auf kaiserl. Befehl, Einhalt thun müssen, nicht Rache schwören sollen? Kurz — und die ganze Stadt war mit Verläumdungen angefüllt; man spottete des braven Cavaliers, alle Caffee- und Bierhäuser, und alle

Gesellschaften waren beschäftigt, seine Ehre zu verletzen. Unter tausend Possen, die P. Kochem nicht hätte lächerlicher erfinden können, erzählte man von dem Grafen folgendes: — daß er die keuschen Ohren der Nonnen mit ärgerlichen Ausdrücken beleidigt, mit offenen Unterkleidern ihre Zellen besuchte, und wie die Frau Oberinn in einem Briefe an ihre Frau Schwester nach Prag betheuert, ihnen auf die Brüste gegriffen habe. Ferner hätte er der heiligen Mutter Gottes gespottet, welche den Herr Baron v. Eben, als er sie des überflüssigen Schmucks entledigte, bey der Hand ergriffen, einige behaupten, ihn in den Finger gebissen hätte. Möglich kann Gott, durch seine Wunder, alles machen; — ich untersuchte seine Finger aufmerksam, aber ich habe kein Merkmal von einem Marienbisse daran entdecken können. Die Umstehenden hätten sich darüber entsetzt, und wären aus der Kirche geflohen. Der Commissair hätte für seine Person einen Thron errichten lassen; aus dem Ciborium die heiligen Hostien ausgeschüttet, um sich des silbernen Gefässes zu bemächtigen; hätte dem Herrn Prälaten 1 Gulden, als seine künftige Taglöhnung, in's Gesicht geworfen, und das goldene Kreuz von seiner Brust abgerissen. Der Graf hätte, da die 49 Nonnen und 6 geistliche Herren versammelt gewesen wären, gesagt, daß es ein Wunder sey, wie so wenige Hengste so viele Stuten befriedigen! — Und auf die Klage der Nonnen, daß sie mit der geringen ihnen ausgeworfenen Pension nicht werden leben können, hätte der Commissair erwiedert: Ihr werdet ja Huren — und euch daher eine beträchtliche Zulage zu erwerben im Stande seyn. Endlich habe der Commissair

mit brennenden, auf Stricken herabgelassenen, Fackeln die Abtritte, als die außerordentliche Gruft der unmündigen Kinder untersuchen lassen.

Ich bin müde, die einfältigen Mährchen zu sammeln, die die Pfaffen wider den Grafen erdichtet, und die ein jeder vernünftiger Mensch für das, was sie wirklich sind, für grobe Lügen der pfäffischen Boßheit halten muß. Denn wäre nur ein Schatten derselben wahr: so würde der Herr Prälat von Doxan, in der veranstalteten, beym Gubernium eingereichten, Klage — mit kluger Wendung Gebrauch davon gemacht haben. Dazu sind sie freylich nicht brauchbar gewesen; um aber den Grafen bey dem größten Theile der Menschen, die kurzsichtig sind, lächerlich und verächtlich zu machen, dazu waren sie gut genug.

Der Graf rechtfertigte sich und Folgendes ist der Schluß der Verantwortung: Gleichwie nun Endesgefertigter sich schmeichelt, daß ihm mit Grunde nichts Gesetzwidriges zur Last gelegt werden könne; eben so überläßt er's gänzlich einer hohen Einsicht des hochlöbl. Landesguberniums, wie sehr ihm die, ohne Zweifel, auf einige falsche Anzeigen erfolgte, Verordnung schmerzlich fallen müsse; da man ihn, ohne ihn zu vernehmen, in einer, seine Ehre und guten Nahmen treffenden, Sache verurtheilet. Er bittet indessen, daß vor aller Entscheidung der Hauptbericht abgewartet, dann sein ganzes Betragen durch eine unpartheiische Commission untersucht, und nach Befinden, zur Rettung seiner verletzten Ehre, eine gebührende Genugthuung geleistet werden möchte! Den 4. April 1782.

Auf diese Verantwortung erhielt der Herr Graf folgende Verordnung unter dem 5. April: „Es wird zwar demselben die Beendigung des Doxaner Kloster Aufhebungsgeschäfts überlassen, jedoch ist der Hauptbericht des ehestens anhero zu berichten.“ Dieses berichtete man abermahls nach Hofe — doch ohne Beysatz — daß sich der Graf gut — verantwortet habe.

---

In dem Hauptberichte, welchen der Graf an das Gubernium abstattete, hatte er dargezeigt, daß er sich an die Instruction pünktlich gehalten habe. Dem ungeachtet erhielt er darauf folgende Gubernialverordnung vom 12. April 1782: daß, nachdem er in Angelegenheit des Doxaner Geschäftes auf die ihm ertheilte Instruction willkührlich fürgegangen (worin dieses Willkührliche bestand, beliebte dem Herrn Referenten, Grafen Philipp von Clary nicht anzuzeigen): so hätte das Gubernium dem Kaurzimer Herrn Kreishauptmann neuerdings aufgetragen, sich nach Doxan zu begeben, um das Mangelhafte zu ersetzen. Wornach der Herr Kreishauptmann alle vom Gubernium erhaltene Verordnungen sowohl, als auch die annoch in Händen habende Acta, dem Kaurzimer Herrn Kreishauptmann sogleich zu übergeben habe *).

Der Kreishauptmann von Bienenberg ist allso hierauf nach Doxan abgegangen, und kaum daß er zurück kam,

*) An Hrn. Bienenberg aber ist zugleich eine Verordnung ergangen, worinnen er unterrichtet worden, auf was Art er dem Grafen werde beikommen können, die ihm gleichsam Waffen in die Hände gab, womit er sich an seinem Feind rächen dürfe.

bat der Graf von Kolowrat unter dem 23. April, daß ihm die Anstände, so jener Kreishauptmann in seiner Untersuchung gefunden, zur Beantwortung zugestellt werden möchten, und daß sodann zur gründlichen Erörterung der Sache, eine unpartheiische Commission festgesetzt würde.

Abermahls eine, wie mich deucht, bescheidene und billige Bitte. Und die Antwort darauf? — Gar keine. Zu Wien ist aber während der Zeit die Sache so gut eingeleitet worden, daß der Graf unter dem 27. Ap. 1782 seine Entlassung erhielt.

Also ehe er gehört, ehe noch seine Sache untersucht wurde, bloß auf den ersten Bericht des Guberniums.

Der Graf bat inständig, seine Geschäfte zu untersuchen, und es erschien dem zufolge Anfangs May eine Hofverordnung, kraft welcher das Gubernium anbefehligt wurde, die Sache des Grafen von Kolowrat genau zu untersuchen. Das Gubernium, oder vielmehr der Referent bey der Klosteraufhebungscommission, denn im Gubernio ist es nie vorgekommen, trug seinem Präsidenten, dem Stadthauptmann, auf, — jedoch ohne Beysatz, daß dies auf eine Hofverordnung geschehe, damit das Gubernium sagen könnte, es aus eigenem Antrieb gethan zu haben, — daß er zu diesem Ende

1) vom Grafen von Kolowrat zwey Fascikeln von Abschriften, einiger in's Doxaner Archiv gehöriger Documente, abverlange.
2) Das anschlüßliche, vom Herrn von Bienenberg aufgenommene, Beschwerdenprotocoll zur Beantwortung dem Grafen von Kolowrat zustelle. Zugleich
3) von ihm erhebe, was ihn bewogen habe, eine Untersuchung zu veranlassen, ob einige Kinderknochen in

dem Doxaner Nonnenabtritt gefunden worden? Endlich

4) die Quittung über die für's Abschreiben, aus den Doxaner Renten ausgelegte Gelder abfordere.

Um den Prozeß des Grafen v. Kolowrat desto mehr zu verwickeln, hat man eine andere Sache hineingezogen, und das Personale des Grafen einer Malversation beschuldigt: besonders den Herrn Kreiscommissär, Baron von Eben, der die Prätiosa in's königl. Kreiskammerzahlamt eingeliefert hatte. Er hätte nähmlich einen Koffer mit Prätiosis unterschlagen, die man bey der Nonnenaufhebung zu Doxan herausgenommen, und die er in das königliche Kreiskammerzahlamt hätte abliefern sollen. Er ist von dem Herrn Baron von Langendorf, auf Befehl des Guberniums, vernommen worden; er hat sich aber darüber auf eine Art verantwortet, die dem Prälaten von Doxan, und dem Herrn von Bienenberg, welche diese Beschuldigung veranlaßten, wenig Ehre bringen werden. Er sagt unter andern in seiner Verantwortung, die er ad Protocollum gegeben, daß jene Menschen, so ihn kennen, ihm — eine so niederträchtige Handlung, ohne selbst einer solchen fähig zu seyn — nicht zumuthen können; und erklärte sich hiermit öffentlich, falls, wider Vermuthen, das hochlöbliche Landesgubernium ihm nicht hinlängliche Genugthuung verschaffen würde, er solche bey dem Throne des Monarchen suchen wolle, der ihn nicht nur als einen Adelichen, sondern, welches mehr ist — als einen seine Pflichten jederzeit genau erfüllenden Bürger des Staats schützen werde. Er bringt vier Attestate bei, allen Verdacht von sich abzulehnen, und sich gänzlich auszuweisen; unter welchen eines von der ersten Qualität ist, und zwar

von dem Kammerzahlamte selbst. Der Prälat, der ihn anklagte, ist, da er vernommen werden sollte, auf dem Land krank geworden, und hatte sich daher zur Gegenäußerung nicht stellen können. Ich halte nicht viel auf Vorbedeutungen, aber diese Krankheit des Prälaten scheint mir für die Ehre des Herrn Baron von Eben von der besten Vorbedeutung zu seyn.

Man mag den Prozeß zu verwickeln suchen, so viel man will, man kann ihn nur mit Verläumdungen verwickeln, welche in der Entwicklung unter Joseph's Regierung den Verwicklern theuer zu stehen kommen dürfen. Der Graf von Kolowrat dringt auf nichts mehr, als auf diese Entwickelung, welches er wohl nicht thun würde, wenn er sich nicht wohl bewußt wäre; dagegen werden seine Gegner krank, wenn sie sich verantworten sollen! — Aber sie müssen endlich gesund werden, und dann — — —

Doch, wir wollen nicht voreilig seyn, und nur noch einiges berühren, welches sich bisher darzeigte. — Es sind nähmlich die zween Faszikeln, die man mit Ungestüm vom Herrn Grafen von Kolowrat forderte, ungeachtet seiner Verantwortung daß dieselbe in Doxan im Archiv seyn müssen, dennoch von ihm forderte — im Doxaner Archiv gelegen, und der geistliche Herr Secretär, Gabriel Schöttner, der diese Lüge componirte — wird er wohl ungestraft sie componirt haben? Wenn Philipp Graf von Clary darüber zu entscheiden hätte, freilich!

Wo wir von der nochmahligen Untersuchung gehandelt, sagten wir, daß das Gubernium den Auftrag dazu erhalten; dieses ist wahr; es ist aber auch wahr,

daß man, noch ehe diese Verordnung kam, per majora beschlossen hatte, die Sache des Grafen von Kolowrat nochmahls zu untersuchen.

Diese majora hat der Graf einem komischen Zufall zu danken. Der Graf Philipp Clary hat votirt, daß, nachdem der Hof bereits gesprochen, und dem Grafen von Kolowrat sein Amt benommen hätte; so wäre es fruchtlos und überflüssig, die Sache noch einmahl zu untersuchen; diesem Votum sind beygefallen, Herr von Smittner, Herr von Hemdet.

Der Herr Gubernialrath von Herrmann hingegen hat sich dagegen gesetzt, und die Billigkeit erwiesen, daß man den Grafen vernehme, als welches Recht jedem Malifikanten, in monarchischen Staaten, wiederfahren wird. Die geistliche Herren Assessors, der Domdechant John, und der Generalgroßmeister der Kreuzherren, Suchaneck, die indessen geschlafen, oder doch nicht aufmerksam darauf waren, erklärten sich, sie wären eben dieser Meinung; und es sind also die Majora, wider Willen dieser geistlichen Assessoren, zu Gunsten des Grafen ausgefallen; denn Herr John hat es irgendwo selbst erzählt, und er glaubt heutigen Tages noch, daß er wider die Untersuchung votirt habe.

Wie glücklich sind oft die Partheyen, wenn solche Räthe und Assessoren im Rathe schlafen. —

Bis hieher. —

Sollte dieser Prozeß noch mehr verwickelt werden: so wird zu Amsterdam, oder sonst irgendwo, ein drittes Fragment dem Publicum geliefert werden. Solche Fragmente werden in künftigen Zeiten den böhmischen Historikern wichtig seyn, und ich werde derley Schriften mehrere

drucken lassen, um unschuldiger Leute Ehre zu retten, und der Boßheit und der Heucheley die Larve abzuziehen.

Aus dem wenigen wird jeder unpartheyische Leser einsehen, wie mächtig die Prälaten in Österreich noch sind, und wie unglücklich der Monarch ist, der in seinem Reiche Bigotten und Pfaffenfreunde zu Referenten und Räthen hat. — Wenn der so streng gerechte Joseph — in dessen Augen niemand groß ist, — als der Tugendhafte — nicht Hülfe schafft: so ist er gewiß außer aller Schuld; und sein Biograph, wenn er billig ist, wird einst gestehen müssen, — daß unserm Zeitpuncte nicht zu helfen gewesen.

---

## Aus der dritten Abtheilung.

Prag, am 21. Dez. 1782.

Der Verleger der zwey ersten Fragmente, Herr Lochner von Nürnberg, fragte sich bei der Prager Censur an, ob es erlaubt sey, dieselben, nebst dem Scharmützel, Bischof, Prälaten und Nonnen, einzuführen? Nein, erwiederte eigenmächtig der Prager Bücherbeschauer Mayer; diese Broschüren wären ein- für allemahl verbothen; allein, zu seinem, des Herrn Mayers, Gebrauche dürfe der Buchhändler immerhin einige Exemplare mitbringen. Ehe noch Lochner damit erschien, rulirten bereits in der ganzen Stadt Kopien davon, welche ganz vermuthlich von dem löblichen Censurpersonale veranstaltet wurden, — weil damahls noch kein anderes Exemplar, ausser dem, so der Verleger an die Censur abgeschickt, zu Prag existirte. Möglich, daß der Prager Bücherbeschauer, Mayer,

seine Freunde mit diesen Abschriften, als einer äußerst interessanten Seltenheit, habe regaliren wollen; aber auch möglich, daß ohne sein Wissen und Willen die Bücherbeschauerey Subalternen sich eine Amtslauigkeit zu Nutzen machten, und die Mühe auf sich genommen haben, ein verbothenes Buch in — — gleichsam vidimirten Copien theuer genug an Mann zu bringen, und das Honorarium dafür als ein erlaubtes Amtsaccidenz anzusehen.

Dieses brachte die halbe Stadt, besonders die Interessenten in Bewegung. Der Domdechant John, der Kreuzherrengeneral Suchaneck, die Norbertiner Prälaten, oder der doppelte weiße Adler von Strahof; alle Pfaffenknechte und Anhang, Herr v. Bienenberg, Clary's hochgräfliche Excellenz und Anhang — vor den Augen des Publicums entlarvet, und mit Schanden bedeckt, brannten Wuth, sich zu rächen; aber wie? Der Verfasser war noch unbekannt, und man sehnte sich nach der Ankunft des Verlegers, der nach Prag zu Markte geht, und der, wie sie glaubten, das Corpus delicti mitbringen würde.

Er kam und brachte auch, vom Bücherbeschauer dazu, wie wir oben gesehen, aufgemuntert, 2 Exemplarien mit; das Eine überreichte er dem Grafen von Kolowrat, das andere behielt er selbst. Er wurde bestürmet, und man muß zu seinem Ruhme nachsagen, daß er oftmaligen Anerbietungen, pro 6 Dukaten für jedes Exemplar, wacker widerstand; man hätte ihm auch nimmer beykommen können, hätte es nicht einem dummen Burschen gelungen, was allen andern Intriguen fehlschlug.

Herr v. Bienenberg hatte in pleno seines Kreisamtspersonals bey der Cavaliersparole hohe Gunst und baldige Beförderung demjenigen versprochen, welcher das Glück

haben würde, ihm ein Exemplar von dem Graf v. Kolowratischen Proceß zu verschaffen. Einer seiner Practicanten, Nahmens Johann Glaser, ein ausgetretener Mönch, der die Raserey hat, Bücher anzuschaffen, die er nicht liest, um mit einer beträchtlichen Bibliothek vor den Augen noch, — wo möglich, dümmerer Menschen, als er ist, zu brilliren, der sonach unter die Buchhändler groß Theil seines ansehnlichen Vermögens kommen ließ, und folglich auch dem Buchhändler, als ein respectabler Mann, bekannt war, nahm es auf sich, seine Ehre dem Verleger zu verpfänden, von ihm nur auf eine Stunde lang den Proceß zum Überlesen zu erhalten. Da bekanntlich jeder Kaufmann die Ehre seiner Kunden nach ihrem Vermögen zu taxiren pflegt, machte auch Lochner sich kein Bedenken, einem seiner besten Kunden hierin gefällig zu seyn. Johann Glaser aber lief um die nähmliche Minute, beym noch warmen Eide — seine Ehre zum Speck in den Rauchfang aufzuhängen, und für die angebothene Huld seines gnädigen Kreishauptmanns, — ein schändlicher Denunciant zu werden.

Ein ausgetretener dummlistiger Mönch — kann nur bey einer Obrigkeit, wie Bienenberg, sein Glück machen; denn nur Kreishauptleute, wie er, finden Handlungen dieser Art verdienstlich. Mit dem Entzücken eines für den Jammer und Elend der Menschen abgehärteten Blutrichters, der vom Hängen und Rädern seine Vortheile zieht, fuhr Bienenberg zum Grafen v. Nostiz Excellenz, um dem Verleger auf dem letzten Sprossel die nächste Staffel in den Schoos Abrahams zu verhelfen, und wo Gott will, auch dem Autor. Er betheuerte, diese Schrift schände die Majestät, die Religion, und andere angesehene Per-

sonen; — seine hochangesehene Person mitgerechnet; und folglich müsse Lochner, der sie öffentlich verkaufe, criminaliter behandelt werden.

Auf diese Anzeige zog — schröckbar, wie die leidige Inquisition, das ganze Censurpersonale — ein Mann vom Stadtgericht, und 6 Stücke furchtbarer Helden von der handvesten Kotzischen Garde mit entblößtem Seitengewehr — nach dem Buchladen Lochners, bemeisterten sich seiner Person zuerst, besetzten alle Ausgänge, lasen ihm, mit gehöriger Ceremonie, sein Urtheil ab, und die löbliche Bücherbeschauerey kroch kunstmäßig alle Winkel durch, guckte sogar in das Ofenloch, um den Prozeß des Grafen von Kolowrat zu finden. Aber sie fanden nichts. Dem ungeachtet wurde Lochner in ein Armensünderkämmerchen gesteckt, darin er viele Wochen schmachtete. Er machte gehörige Vorstellungen, daß er nähmlich hiedurch zwey Märkte verlöre, — daß er Caution und angesehene Bürgen für seine Person stellen könne; daß seine Frau, die hoch schwanger sey, den Tod davon haben werde, wenn sie erfährt, daß er im Kerker schmachtete, u. s. w.; aber man mußte um der Gerechtigkeit willen, — grausam und unmenschlich seyn; und Lochner säße gewiß noch im tiefen Kerker, wenn er sich nicht mit seiner Bitte an den huldreichsten Monarchen selbst gewandt hätte. Den Tag darauf, als er arretirt wurde, wurde er auch ad Protocollum vernommen, und versichert, man wolle ihn nicht eher los lassen, bis er den Verfasser dieser Schrift genannt habe. Nothgedrungen nannte er also den Ritter Juolfinger von Steinsberg, den bekannten Verfasser der Predigtencritik und einiger Schauspiele*).

---

*) Herr Appellationsrath v. Escherich, der der Lochnerischen Untersuchung beygezogen wurde, behauptete, die Broschüre

Der Graf Philipp v. Clary drang darauf, diese Schrift durch Henkers Hände verbrennen zu lassen, aber der Graf Nostiz, ein strenger, doch ein gerechter Mann, soll erwiedert haben: Clary's Excellenz wolle erwägen, daß, nachdem er in dieser Schrift so oft genannt worden, der Henker somit auch seinen Nahmen verbrennen würde. Mit diesem Autodafé ging es also schlechterdings nicht an, und man begnügte sich blos von Seiten des Guberniums daran, des Kaisers Majestät zu bitten, daß er andern zum Exempel, den Verfasser bestrafen lasse, weil sich sonst kein Rath getrauen würde, irgend einer Commission beyzusitzen, wenn er Gefahr liefe, so, wie jene Assessors bey der Doxaner-Nonnenaufhebungs-Commission — ausgelacht zu werden. Nun erwartete man den kaiserl. Machtspruch, der sowohl dem Verfasser, als dem Verleger dieser Schrift, den Hals

---

enthalte ein Crimen læsæ Majestatis secundi generis; denn es stehe darinnen, der Graf sey ungehört verurtheilt worden. Kann wohl der Fürst weitläufiger und großer Staaten alle Klagen seiner Unterthanen anhören? Muß er nicht seine meisten Urtheile nach den Referaten seiner Räthe abfassen? Wie viele Ungerechtigkeiten muß er bestätigen, die er nicht untersuchen kann? Und eben so wenig, als ihm diese Ungerechtigkeiten zur Last gelegt werden können, kann ihn auch der Vorwurf treffen, daß der Graf ungehört verdammt worden. Wenn z. B. auf Ihr Gutdünken, mein Herr v. Escherich, der Buchhändler und Autor, als Schänder der Majestät, zum Tode wären verurtheilt worden: so wäre der Monarch unschuldig an diesem Blute, und der gerechte Vorwurf einer hierfalls verübten Ungerechtigkeit träfe nicht ihn, sondern Sie, kurzsichtiger Criminalist!

brechen, oder sie doch wenigstens zum Gassenkehren, mit einer Norbertinertonsur, verdammen würde; aber der weise Kaiser, dem es wohl bekannt seyn mag, daß es noch hie und da Räthe gibt, die, so wie sie nur den Mund öffnen, auch schon ausgelacht werden müssen, befahl Lochnern des Arrestes zu entlassen, und die Sache auf das Schärfste zu untersuchen.

Der Ritter v. Steinsberg, der nichts anderes vermuthen konnte, als daß seine, wie leicht zu erachten, unpartheyischen Richter diese kaiserliche Resolution dahin deuten würden, ihn so lange im weißen Thurm sitzen zu lassen, bis die Sache entschieden, er aber im Thurm indessen grau geworden ist, beschloß, über die Gränze zu gehen, und seinen Feinden gewonnen Spiel zu geben.

Indessen ließ man, mittelst einer Estafette, das Manuscript selbst von Nürnberg kommen; man erkannte daran zweer Canzelisten Handschrift, die alsogleich abgesetzt werden sollten. Jetzt mit allen Documenten versehen, trug das Gubernium die weitere Untersuchung der K. Appellation an, aber sie schob es von sich, mit dem Vorwand, daß von Steinsberg vermöge seines Ritterstandes, nicht zu ihrer Jurisdiction gehöre. Was man hierauf unternommen hat, ist mir unbekannt; so viel ist gewiß, daß während der Zeit die Bittschrift des Ritter v. Steinsberg an den Kaiser, nach Prag dem Gubernium zugeschickt wurde, die ich mit vieler Mühe zu lesen bekam, und die ungefähr so lautet:

Von Aussen.

An des Kaisers Majestät.

Fr. von Steinsberg bittet, Ihro Majestät wollen gegenwärtige Bittschrift und Beylagen selbst lesen; denn

nur von ihrer Gerechtigkeitsliebe erwartet er schleunige und gewisse Hülfe.

Von Innen.

Ihro Majestät!

Unterzeichneter wurde aufgefordert A die Flucht zu nehmen, weil das Gubernium seinen Untergang beschloß, das er lächerlich gemacht hätte.

Der Herausgeber hätte dies nie im Sinne gehabt; vielweniger an der geheiligten Person seines Landesvaters zu vergreifen. Seine Absicht sey lediglich gewesen, die Ehre eines Cavaliers zu retten, dessen Vorfahren sich um sein Vaterland unsterblich verdient gemacht hatten; laut der Geschichte, und laut der höchsten Publication bey Ernennung des itzigen Obristkanzlers selbst.

Beschaffenheit der Sache.

Zu Anfang des Frühlings erhielt Unterfertigter das erste, im Sommer das zweyte Fragment beyliegender Schrift B von einem Ungenannten. Lochnern wurde sie zugesagt. Der Markt ging zu Ende, und das Manuscript war, der Unleserlichkeit wegen, fast unbrauchbar. Aus dieser Verlegenheit hätten ihm die 2 Canzellisten, Ulen und Korboda, geholfen, die solche zum Theil abschrieben. Das Gröbste habe er gemildert, daran werde man seine Handschrift erkennen; das Original müsse noch in Böhmen bey seinem Vater liegen.

Unterzeichneter habe also diesen Prozeß nicht selbst verfaßt, und seine weitern Beweggründe für die Publication desselben wären:

a) weil er aus dieser Schrift die Unschuld des Grafen v. Kolowrat erkannte, habe ihn sein Gewissen und

die Pflicht der Menschlichkeit bestimmt, sie bekannt zu machen. Über dies

b) sey es ihm bekannt, daß vermöge der erweiterten Preßfreiheit, auch diejenigen kritischen Schriften die Censur frey passiren, die Ihrer Majestät allerhöchste Person selbst angreifen; welche Freyheit das einzige Mittel sey, sich gegen Cabale und Verläumdung zu schützen.

Was die Bekanntmachung der Stimmen anbetrifft, die über den Grafen Kolowrat fielen, und welches man als eine Verrätherey ansehen wolle, diese wäre durch den Assessor, Domdechant John verrathen worden, welcher alles, so viel er sich aus der Session davon merken konnte, seiner Freundinn, der Frau von Marchand, erzählt habe, und diese hätte es dann weiter ausgebracht.

Überhaupt aber hätte Unterzeichneter unter zwey Bedingungen diese Schrift Lochnern in Verlag gegeben: einmahl, ihn nicht zu nennen; und dann, die Schrift selbst der Censur zuzuschicken; da er aber beyde gebrochen hätte: so höre Unterzeichneter auch auf, der Herausgeber derselben zu seyn.

Aus gegründeter Furcht, das Opfer seiner mächtigen Feinde zu werden, und also nicht aus Furcht vor der Gerechtigkeit Sr. Majestät, zu welcher er einzig Zuflucht nimmt, halte er sich, bis zum Ausgang des Prozesses, verborgen; und er sey überzeugt, daß, wofern er einen Fehler beging, er dazu von der Menschlichkeit verleitet werde, und deshalb also vor dem erklärten Schützer aller Menschen nicht zu zittern habe.

Ritter v. Steinsberg.

Wie gesagt, wurde diese Bittschrift nebst Beylagen, vornähmlich dem Prozesse selbst — nach Prag den 2. December mit dem Auftrage abgeschickt, das Gubernium solle sich äußern, und — — rechtfertigen. Am 3. Dec. wurden die Acta des Graf v. Kolowrat'schen Prozesses nach Wien, zur nochmahligen Untersuchung, abgefordert, und des Kaisers angebethete Gerechtigkeit neuerdings bewiesen. Während der Zeit, da er beschloß, den Vater auf die höchste Stuffe der Würde in seiner Monarchie, zum Obristkanzler und dirigirenden Minister beyder Stellen der Hofkanzley und der Hofkammer zu erhöhen, hat er seinen Sohn abgesetzt, weil er ihn, zufolge der Clary'schen schiefen Referate, schuldig erachtete. Sein Vater, der würdige Minister, bath vergebens für seinen Sohn. — Der Kaiser beschloß, von den Vergehungen desselben informirt, daß die Sache nicht weiter gerüget werde, und der junge Graf abgesetzt bliebe; und bald darauf bekam der Vater zum Beweise der kaiserlichen Huld, das goldene Vlies. Welch' eine Strenge! welch' eine seltene Unbestechbarkeit des Herzens, die nicht dem Lieblinge, dem verdienstvollen Manne zu gefallen, auf Unkosten der Billigkeit, ein Auge zudrückt, oder den verdienstvollen Mann fremde Vergehungen entgelten läßt!

Der Chikanen überdrüssig, verfügte sich der Graf K. selbst nach Wien, um den allerhöchsten Entschluß auf sein Memorial zu betreiben, und der Wuth der Prager Cabalisten Schranken zu setzen, die weil er von all' den Pretiosen zu Doxan nichts entwandt, ihn zum Dieb an zwey kleinen unbedeutenden Globen machen wollten, u. d. m. Und so sehr auch schon zu Wien alle Gemüther wider ihn er-

bittert waren, gelang es ihm doch, die Augen seiner Richter aufzuklären, so, daß von Seiten der böhmischen Hofkanzley Sr. Majestät eingerathen wurde, dem Grafen Kolowrat die anverlangte unpartheyische Commission zu verwilligen. Dieses Gutachten wurde von dem Staatsrath zu seiner Äußerung zugeschickt, welcher aber Sr. Majestät rieth: die angesuchte unpartheyische Commission zu versagen, weil man ein ganzes Gubernium, die erste Landesstelle, nicht wohl der Gefahr aussetzen könne, prostituirt zu werden.

In Gleichförmigkeit dieses Anrathens wurde dem Grafen von Kolowrat beygefügtes Decret zugefertigt.

„Se. Majestät haben über den von ihm, Herrn Grafen, allerhöchsten Orts angebrachten Recurs und Anlangen um eine unpartheyische Commission auf seine Kosten, in dem Betreff, was ihm in seinem, als Commissarius bei der Aufhebung des Doxaner Frauenkloster gebrauchten, Benehmen zu Schulden gekommen, und Beschleunigung der diesfalls schon unterm 27. April bereits angeordneten, aber noch nicht vollzogenen, Untersuchung abzukommen habe; und demselben die geschehene Entsetzung von der Kreishauptmannsstelle, zur Strafe für seine begangene Übereilung, anzunehmen sey. Doch wollen Se. Majestät aus Gnade gestatten, daß er, Herr Graf, wieder bey der Appellation zur Dienstleistung angestellt werde. Diese allerhöchste Entschließung wird daher ihm, Herrn Graf von Kolowrat, zur tröstlichen Wissenschaft mit dem Beysatz eröffnet, daß das Nöthige hierwegen, sowohl an die kaiserl. königl. Obristjustizstelle, und das königl. böhmische Gubernium, unter einem ergehe. Wien, den 17. August 1782.“

Der Graf verschmerzte es leicht, zum Theil das Opfer der Sotisen eines ihn im Nahmen des Gubernii verfolgenden Referenten zu seyn, da doch hiedurch wenigstens seines Vaters Kummer gelindert wurde, und er die wenigen ihm übrig gebliebenen Freunde von seiner Unschuld überzeugen konnte. Es war auch billig, daß, nachdem seine Name, durch die Vermittelung der Chicane, in vielen öffentlichen Zeitungen geschändet ward, durch die Gegenvermittelung des Ritter v. Steinsberg, das Publicum von der wahren Beschaffenheit der Sache informirt, und auf die verwundete Ehre des Geschändeten Balsam gegossen wurde. Es ist aus der böhmisch- und österreichischen Geschichte erweislich, daß eine beträchtliche Menge von Kolowrat'schem Blut für Österreich floß; es ist erweislich, daß Kolowrate von jeher in den für Österreich gefährlichsten Revolutionen sich jedesmahl für Österreich mit Gut und Blut erklärt haben; erweislich, daß die Geschichte von den Handlungen dieser Familie nie zweydeutig spricht; erweislich, daß diese Familie eine von den wenigen ist, die wir als den ächten Schmuck der böhmischen Geschichte ansehen können; und so zufällig dieser Schmuck auch an und für sich selbst ist: so ist er doch merkwürdig und schön, und wir wollen ihn noch länger unbesudelt erhalten!

## 37.

## Die Nonnen und der Nonnerich *).

Scenen aus der Wirklichkeit, nämlich aus der Aufhebungsgeschichte des Doxaner-Klosters, bey welcher Philipp Graf v. Kolowrat beordert gewesen. (Man sehe den vorhergehenden Artikel: „Der Proceß des Grafen v. Kolowrat.“) Das Nonnerich-Drama bildet in der betreffenden Druckschrift die zweyte Abtheilung, wie es denn auf dem Titel lautet: Nebst einem wahren dramatischen Scharmützel: „Bischof, Prälaten und Nonnen.“ Alles übrige erklärt sich aus des Verfassers Vorbericht zu diesem Scharmützel selbst.

### Vorbericht.

Gegenwärtige Scenen, wären sie auch von keinem inneren Werthe, verdienten schon deshalb aufbewahrt zu werden, weil sie sich auf wahre Begebenheit gründen, und mit Rechte als ein Beytrag zur geheimen Geschichte des österreichischen Clerus angesehen werden dürfen, da-

---

*) „Nonnerich?“ Warum denn nicht? — Lasse man uns den Ausdruck, wie man der Sprache die Ausdrücke Enterich und Gänserich läßt.

von künftig, zur Beleuchtung der mächtigen geistlichen Hindernisse der gewaltig einbrechenden josephinischen Reformation, die späteren Geschichtschreiber werden Gebrauch machen können.

Man wird sich wundern, Prälaten und Geistliche unter den Nonnen zu finden; daher dient es jedermänniglich zur Nachricht, daß Doxan dieses Wunderbare vor den meisten Nonnenklöstern für sich hatte, unter einer männlichen Direction, ganz jüngferlich, den Weinberg Gottes zu bearbeiten. Sie hatten vormahls einige Beichtväter aus ihrem Orden, welche, einem Prior subordinirt, den Gottesdienst zu Doxan verwalteten. Endlich wurden sie von einem dieser Prioren verleitet, denselben zum Prälaten graduiren zu lassen, dem sie alle ihre Habseligkeiten anvertrauet, und den zu ihrem Herrn gemacht haben. Dieser Prälat also war und blieb ein unumschränkter Herr von Doxan, der nichts anderes zu thun hatte, als seine Renten zu verbessern; das ist, den Nonnen so viel, wie möglich abzuzwacken, und seine Unterthanen zu schinden, um mit auswärtigen Freunden und hohen Gästen, daran es nie zu Doxan mangelte, die beträchtlichen Früchte dieser seiner Industrie zu verprassen. Warum sich die Nonnen ihre Herrschaft und Capitalien aus den Händen reißen ließen; ob aus Demuth, aus Mangel an gehöriger Einsicht, oder einfältiger Gutherzigkeit, ist nicht zu bestimmen; so viel aber ist gewiß, daß seit 20 Jahren nur schön, jung, rothbackig, gesund und starke Norbertiner, als Nonnenbeichtväter, nach Doxan beordert wurden; ob dieses darum geschah, um den Nonnen ihren Cölibat recht sauer zu machen, oder, um der hospitälen Prälatur einen Glanz dadurch zu geben, ist abermahls nicht zu enträthseln.

Bey so gestalten Dingen mußte es seiner hochwürdigen Rotundität, dem Prälaten von Doxan, höchst angelegen seyn, entweder die ganze Herrschaft zu erhalten, oder doch aus dem Feuer, so viel als möglich, zu retten; und da der Commissär, Graf v. Kolowrat, das Feuer so gut anlegte, daß man sich aller Orten, wo man nur maussen wollte, verbrannte, da dieser landesfürstliche Commissär weder überlistet noch bestochen werden konnte: so faßte man den löblichen Entschluß, die Nonnen übertölpeln zu lassen, um sie zur Annahme eines der Orden zu bereden, welche bisher von der Reformation unangetastet geblieben sind.

Zu dieser wohllöblichen Übertölpeley haben sich Herr und Frau v. Bienenberg, dann Phil. v. Clary brauchen lassen, nachdem die beyden Prälaten, von Doxan und Strahof, mit Verachtung zurück gewiesen worden. Diesen Prälatenpfiff entdeckte Ritter v. Steinsberg beyzeiten, und da noch sein Ausgang ungewiß war, ließ er diese Scenen in Nürnberg drucken, um die dummkühnen Anschläge der Prälaten zu vereiteln, und das Publicum auf ihre Seitensprünge, die kaiserl. königl. Befehle zu eludiren, aufmerksam zu machen.

Nur die Besorgniß, durch eine Ungleichheit des Styls das Ganze zu verderben, hielt mich ab, dem Werkchen einige Scenen zwischen den Nonnen und der Frau v. Bienenberg, und andern mehr — einzuschalten.

Prag, den 2. Jänner 1783.

Der Herausgeber G.

## Garten in Doran.

### Erste Scene.

Der Prälat von Doran, (auf und abgehend.)

Dich soll ich nun auf ewig verlassen, meiner Ruhe geweihter, durch meine Hände verherrlichter Garten! Was für eine bittere Erinnerung, dich jemahls gehabt, hier in dieser Laube manche Lust genossen, dort an jener Terrasse manchen herrlichen Schmaus gegeben, an jenem Springbrunnen manchmahl, von stiller Freude und geheiligten Grazien eingewiegt, eingeschlummert zu haben! Ich will mich auf jenen grünen Skarpen hinwerfen, auf jenes Jägerhaus, so ich meinem und meiner Freunde Vergnügen baute, hinblicken, und vor Wehmuth sterben. Ich unglückseliger Prälat, aus meinem Paradiese von einem freygeisterischen Fürsten vertrieben! o Jesu Maria! o heiliger Norbert!

(Sinkt nieder. Seine Einbildungskraft mahlt ihm alle seine Gastereyen und Schwelgereyen lebhaft vor; er sieht den durch seine menschenfreundliche Verwendung gestürzten Kreishauptmann, und lächelt; nun aber kehrt die traurige Scene in seine Seele zurück, da er seines Silbers, seiner Capitalien beraubt wurde; — und weint.)

### Zweyte Scene.

Vertrauter Mönch, der Vorige.

Vertrauter Mönch.

(Mit einer Flasche und 2 Trinkgläsern in der Hand.)

Victoria! gnädigster Papa! Victoria, alles gewonnen, nichts verloren!

Prälat.

Gott gabs, und Gott nahms; sein Wille geschehe!

Vertr. Mönch.

Nichts nahm er, nichts. Vorerst eine Dosis Wertheimer, Euer Gnaden; und hat diese himmlische Medicin, wie sie es immer zu thun pflegt, die leidige Schwermuth von Euer Gnaden hoher Seele weggeschwemmt, dann, gnädigster Papa, einen wohlmeinenden Rath von Dero devotestem Knechte. Einen Rath, den der heilige Norbert nicht besser geben kann, der so viel werth ist, wie dieser Nectar. — Auf langes Wohlleben, **Reverendissime**, Klu lu lu lu lu lu. O Wertheimer! o Wertheimer!

Prälat. (Nach einigen Seufzern.)

Geh, leichtsinniger Freund! mir schmeckt nichts mehr; alles ist mit Galle vermischt. Dieser Garten, jene Lusthäuser, jene Keller, mein Pallast, meine Herrschaft, alles, alles ist verloren; und ich armseliger Prälat, — ich mit zwey Gulden täglich abgespeister Landstand, bin nichts mehr! — Alles, alles ist verloren.

Vertr. Mönch.

Nicht ein geweihter Floh einer ihrer liebenswürdigen Nonnen, gnädigster Papa. (Der Prälat trinkt, wird heiterer.) Ich erhielt eben einen Brief, daß, nachdem sich die Klosterjungfern zu Brix *) entschlossen hätten, Ursulinerinnen

*) Die Klosteroberinn und Ältesten haben, aus einer gegründeten Verachtung der Welt, weil sie nähmlich alte Jungfern sind, und aus Liebe zur bequemen Bigotterie, mit dem wohlweisen Magistrat zu Brix, diese Finte erfunden, um die übrigen Nonnen, die sich so sehr nach der ihnen

zu werden: so hätte sie der Kaiser, wie zuvor, in ihrem Kloster gelassen. Wenn nun Euer Gnaden Dero Nonnen auch persuadiren, ein gleiches zu thun: so setzen Euer Gnaden dem Ministerium eine Brille auf die Nase, und behalten alles, wie zuvor.

Prälat.

Wirklich? (voll Freuden) ach! Du sprichst ja weiser, als Salomo! Mir fällt ein Stein vom Herzen, (hat zuvor eine Flasche ausgestochen) ich freue mich recht kindisch darüber, dem Prälaten von Strahof Nachricht davon zu geben; er und meine angesehenen Freunde, die ich so oft und so königlich bewirthet habe, und deren es bey Hof und zu Prag eine Menge giebt, werden mir beystehen, werden ihren Freund retten!

## Dritte Scene.

(In der Klausur. Im Parlatorio.)

Zwo jüngere Nonnen. Electa und Michaela.

Electa.

Freu dich, liebe Schwester, der Prälat hat nichts beym Monarchen ausgerichtet. Wir dürfen hinaus. O wie will ich des Lebens genießen, mit welchen Freuden diesen Kerker fliehen, wie die verlornen Tage wieder einbringen! Ach! Schade nur für die rosenfarbnen Tage meiner Jugend! Dann, wenn ich in freyer Luft, in Wonne und Entzücken hintaumele, dann soll der aufrichtige Seuf-

---

zugestandenen Freyheit sehnten, zu zwingen, noch länger in ihrem Kerker zu schmachten. O wenn doch der Landesfürst sie einzeln vernehmen ließe, liegt es ihm daran, sich der Menschheit zu erbarmen!!!

zer zu Gott Wohl und langes Leben für den Schützer aller Menschen anflehen, der mir ein zweytes Leben gab.

Michaela.

Hast Recht, liebe Schwester. Endlich werden wir dieser Gürteln, dieser Breviere, dieser Werkzeuge der Schwermuth, dieser Fesseln des Aberglaubens los werden. Der liebe Kaiser hat der beleidigten Menschheit ihr ursprünglich natürliches Recht gelten gemacht; Gott mach ihn dafür gesund; erhalt ihm sein Gesicht, erhalt ihn der Menschheit, und nie möge er den schleichenden Pfaffen trauen, die um so gefährlicher sind, je gelehrter sie sind, oder es zu seyn scheinen. Im Grunde ihres Herzens sind sie doch Feinde der Menschen und des Staats! denn sie sind Pfaffen!!! Bst! Stille! unsere Oberinn kommt, die es nicht leiden kann, wenn unser eins ein bischen vernünftig spricht.

## Vierte Scene.

Oberinn. Elisabeth. Vorige.

Elisabetha.

Gelobt sey Jesus Christus!

Beyde.

In Ewigkeit. Amen.

Elisabetha.

Ach, du Gekreuzigter, was erlebten wir nicht für Zeiten! — Gott sey uns gnädig, meine Kinder, den wir jederzeit mit vereinigten Gebethern verehrten, entfernt von dem weltlichen Geräusche, von den Schlingen, die der leidige Satan † † † den schwachen Menschen legt. Und nun, du ewiger Erbarmer, sollen wir uns trennen! das ist die Strafe des Himmels, o daß Gott unsern Fürsten erleuchten, oder von der Welt nehmen

möchte, der uns so in der heiligen Andacht stört; o! daß alle seine Rathgeber ewig verdammt würden!

Michaela.

Nein, das wolle Gott verhüthen, unser Landesfürst ist unser Vater, mehr, als unser Beherrscher.

Elisabetha.

Ich glaube in diesen heiligen Mauern gar eine Gotteslästerinn zu hören? Nimmt mich nicht Wunder, die Jungfer ist in einen Offizier verliebt, man spricht garstig davon; sie hat ihr Herz entweihet. Sie ist im heiligen Schaafstalle, das aussätzige, das räudige Schaf. Sie ist die Urheberinn alles Unheils unsers Klosters; die einzige Ursache der Geißel des Himmels, sie wird ewig in der Hölle brennen.

Michaela.

Daß doch die Frömmigkeit, die Andacht selbst — von allen etwas aufgeklärten Menschen immer am schlimmsten spricht.

Elisabetha.

Was plappert sie da?

Michaela.

Daß Gott mein Herz besser kenne, als sie hochwürdige Mutter.

**Fünfte Scene.**

(Es kommen mehrere Nonnen dazu; die Alten mit traurigen, die Jungen mit fröhlichen Gesichtern. In der meisten Nonnen Augen schimmert die Wonne, ein Resultat von der lebhaften Vorstellung künftiger Glückseligkeit, die uns zwar Natur und Religion gewähren, welche aber diese Unglücklichen dem Aberglauben bisher aufopferten. Das schärfere Auge des Menschenkenners sieht hier eine Auferstehung der Natur vormahls geschlachteter Herzen; es sieht den Nahmen des Landes-

fürsten, der sie, Gott ähnlich, auferweckte, — auf dem Throne der Freude, der Tugend, und der Wohlthätigkeit, mit heißen Wünschen und Segnungen überschüttet. — Doch ist diese herrliche Scene mit einem dünnen Flor von affectirter Frömmigkeit überzogen, der dem blödern Auge sie ganz entzieht, dem schärfern interessanter macht.

**Sechste Scene.**

(Der Prälät von Strahof, der Prälat von Doxan, und der vertraute Mönch kommen. Jener dünne Flor verwandelt sich in grobes Tuch bey ihrer Ankunft. Die sichtbare Freude tritt ganz in ihre Herzen zurück, und man sieht um und um, Emanuelas Gesicht ausgenommen, nichts, als lauter Nonnengesichter. Einige von diesen Klosterjungfrauen küssen mit tiefster Ehrfurcht der beyden Prälaten Hände; diese aber stellen sich an, als ob sie dabey gar nichts empfänden, und doch waren darunter noch ganz junge Nonnen, und auch ganz hübsch! — Ein Wink entfernt sie auf einige Augenblicke.)

Der Prälat v. Doxan (zu seinem Collega).

Hier führe ich Ihnen **Reverendissime**, den vertrauten Mönch auf, der unter seinem eigenen Nahmen, wider die Aufhebung der Klöster, ein Werk drucken ließ*).

Prälat von Strahof.

Lassen Sie sich umarmen, würdigster Mann, ich bin, seitdem ich Ihr Werk gelesen, Ihr zärtlichster Freund.

*) Unter diesem Titel erschien vermuthlich zu München eine Broschüre, die von dem habsburgischen Hause und vom Kaiser sehr viel Ungegründetes, Grobes, Pfäffisches enthält. Der Prälat von Strahof hat es mit Entzücken gelesen, hat es Anfangs May als ein Werk, an dem nichts auszusetzen sey, angerühmt. Darum hat man diesem dramatischen Gedichte diese Person einverleibet, welche die einzige erdichtete ist, die übrigen sind alle, und das ganze Factum, — mit andern Worten wahr!!!

Ein Werk, darin kein Wort überflüssig und umsonst ist. Lauter gründliche Wahrheit. Das sollte der Kaiser lesen; dem haben Sie es recht gesagt. Darum haben sie es auch zu Wien verbothen.

Vertrauter Mönch.

Aber man hat dieses Werk jämmerlich zugerichtet. Man hat in einem Nachdruck die fürstlichen Nahmen weggestrichen, und ein Ketzer hat Noten dazu gemacht, worüber ich vor Galle zerplatzen möchte.

Prälat von Strahof.

Gott wird ihn strafen; das sind Zeiten! das sind Zeiten!

**Siebente Scene.** Anfangs May 1782.

(Es erscheinen alle 49 Nonnen.)

Prälat von Strahof.

Zittert, ach zittert nur, euer Schmerz ist gerecht; nun ist die Stunde gekommen, da ihr einen Kirchenraub begehen, da ihr euerm heiligsten Orden, die ihm auf ewig dargebrachten, die ihm geweihten Herzen, rauben sollet. Ihr habt wohlbedächtlich diesen Weg erwählt, die ewige Seligkeit zu erringen: denn was nützt es dem Menschen, sagt der goldene Mund, wenn er auch alle Reichthümer besäße, und die Seele darüber verloren ginge! — Man hat bisher sorgfältig und väterlich eure Schritte beobachtet, damit ihr keinen Fehltritt thun möget! nun aber wirft man euch auf's brausende Meer, euch Ärmste, die ihr das Rudern nicht versteht; die Wellen, die ihr mit euern schwachen Armen nicht zurückschlagen können werdet, werden euch verschlingen.

(Während daß der Prälat auf die zweyte Periode seiner Rede studirt, sagt

Elisabetha, (ungefähr eine Sechzigerin, tief seufzend:)
Mein Gott, wie leicht kann unser eins verführt werden!

Prälat von Strahof.

Der Landesfürst sieht dieses nicht so gut ein, und kann es auch nicht so gut einsehen, wie wir, denn er ist nie ein Prälat gewesen: wir aber sind Prälaten. Und was würde endlich aus dem Staate werden, hätte der Kaiser keine Prälaten bey der Hand, auf deren Schultern die ganze Monarchie ruhet. Wir wissen, wie der heilige Jungfrauenstand im Himmel allen andern Tugenden weit vorgezogen, und in alle Ewigkeit verherrlichet wird, und wir wissen, wie gebrechlich dieser heilige Jungfernstand sey; denn wir sind Prälaten.

Eine Fünfzigerinn.

Ja, wohl wahr; Gott behüthe unser eins! —

Prälat von Doxan.

Daher, meine lieben Jungfern müssen wir alles anwenden, um dem Himmel und dem heiligen Norbert, dem wir unsere Herzen darbrachten, nicht untreu zu werden; denn da er bey Gott in großem Ansehen steht; so würde er uns auch untreu werden, und Gott leicht gegen uns erbittern, wesfalls wir denn ganz gewiß des ewigen Todes würden.

Die Fünfzigerinn (mit Klosterzärtlichkeit).

Ach gnädigster Papa, wir wollen alles thun, wenn wir noch ein Mittel haben, hier in diesen heiligen Mauern uns zu erhalten.

Prälat von Doxan.

Der Landesfürst, Gott erleuchte seinen Verstand, und erweiche sein Herz, hat die Klosterfrauen zu Brix in ihrem Stande gelassen, weil sie den heiligen Geist hörten, und

alle einmüthig, gewiß konnte das ihnen nur der heilige Geist eingeben, Ursulinnerinnen werden wollten. Nun, wenn ihr eurem heiligen Schutzengel, wenn ihr dem heiligen Geist der sich den Brixernonnen sichtbarlich offenbarte, geneigtes Ohr zu verleihen ohnermangelt: so thut das nähmliche, und bedenket, daß ihr dadurch eure Seele von dem ewigen Feuer errettet.

Electa.

Gnädiger Papa, wenn mich der Fürst in den Orden den ich mir erwählte, nicht duldet; so verlang ich meine mir verheißene Freiheit; denn zu dem Orden der heiligen Ursula fühl' ich keinen Beruf.

Mehrere.

Ich auch nicht! ich auch nicht!

Prälat v. Strahof, (darüber erschrocken, sagt:)

Gott, im Himmel, wär es möglich, ich erstaune über euch. Der Satan muß euch verblendet haben. Wir wollen für sie ein Vater Unser bethen. (Sie bethen.) Ihr fühltet keinen Beruf, im Kloster zu bleiben? Meint ihr, daß euch der Landesfürst von eurem Gelübde lösen kann? Daß es keine Todsünde sey, nur den Wunsch, davon losgesprochen zu werden, zu äußern? Und glaubt ihr, daß es dem heiligen Vater, dem euer Heil am Herzen liegt, und der unfehlbar ist, denn er ist Statthalter Gottes, daß er es, sage ich, jemahls thun werde? Und seyd ihr nicht sträflich, wenn ihr euer Gelübde verletzet? Ich sage euch also, der ich mit dem heiligen Vater die höchste Gnade hatte, zu sprechen; und seinen heiligen Fuß zu küssen, ich sage euch, der heilige Vater will nicht euer Gelübde lösen. Nun geht von Gott und dem heiligen Norbert verlassen, wie Kain, der Mörder, und heult Verzweiflung in die Felsen der

Wüsten, ihr Mörderinnen eurer Seelen! Geht, von mir und dem heiligen Vater, im Nahmen Gottes des Vaters † und des Sohnes † und des heiligen Geistes †, verflucht! Gewissensbisse mögen eure ungetreuen Herzen zerfressen, die Sünde eure Seelen umnebeln, und der heilige Norbert in euren letzten Zügen sein Antlitz von euch abwenden; der heilige Norbert, der sonst eure tugendhaften, eure unbefleckten Seelen von den Lippen eures Mundes aufgefaßt und zum Throne des Allmächtigen getragen hätte im Triumphe! — Nun aber wird der leidige Satan eure Seelen ergreifen, und das Hohngelächter der Hölle wird sie empfangen. (Hier weint der Prälat vor heiligem Eifer und — Galle.)

Die Nonnen (zittern. Eine 55zigerin sagt geängstigt:)

Ach! — wir wollen ja unserm Gotte treu bleiben ewiglich! —

Der Prälat von Doxan.

Thut es doch, und seht nur Euer Bestes vor Augen. Ihr sollt öfters in Hinkunft *) **Duplex** haben; dürft öfters zur Ader lassen **), öfters unter uns speisen, ausfahren, öfters in's Parlatorium kommen, wollen Euch hübsche Bücher, als z. B. den galanten Bauern ***), und dergleichen verschaffen; kurz es sollen Euch alle christlichen Freuden im vollen Maße gewährt werden. Euch die Ihr getreu Eurem Orden verbleibet. Zudem dürft ihr nur den Namen der Ursulinnerinnen annehmen, und im Herzen doch immer bleiben, was Ihr jetzo seyd, und was Ihr immer

---

*) d. i. Doppelschmaus.

**) Dies ist für sie eine besondere Wohlthat, weil sie dabei besser als sonst, gehalten werden.

***) Ist in der Doxaner Bibliothek 20mahl gefunden worden.

gewesen. Dürft z. B. dieses Kleid des heiligen Norberts unter dem, und näher also am Herzen, unter dem Kleide der heiligen Ursula tragen; und das Äußerliche jenes Ordens nur obenhin, nur nebenbey, schlechtweg, erfüllen. Damit wird sich der Fürst besänftigen, und Euch an diesem heilsamen Wege der Seligkeit belassen. Entschließet euch also; und ihr, die ihr euch nicht entschließen werdet, zittert vor der Strafe des Himmels. Wir werden es dahin einleiten, daß ihr gezwungen werden sollet, im Kloster in unserer Gewalt zu verbleiben, und dann soll euch euer Muthwille vertrieben werden.

Eine junge Nonne.

Der Landesfürst hat es uns frey gestellt, ob wir bleiben wollen, oder nicht; und daß sich dieser Gnade der heilige Vater widersetzen sollte, er, der selbst die Klöster abschaffen läßt, und so viel Weisheit besitzet, ist, denk ich, ein bischen schwer zu glauben.

Prälat von Strahof.

Wie thöricht seyd ihr! Ihr glaubt, daß es euch der Fürst hat freystellen können; was hat denn der Landesfürst dem Himmel fürzuschreiben? Ihr gehört nicht dem Landesfürsten; ihr gehört dem Himmel. Gewalt geht freylich für Recht; aber können wir den blöden Monarchen zurechte weisen: so thun wir daran ein gutes Werk. Und über alles das, meint ihr, daß euch die gebratenen Vögel in die Mäuler fliegen werden? und daß sich die Hasen die Felle abstreichen, an den Spieß stecken, braten, zerlegen, und euch bitten werden, damit ihr sie essen möget? Nein, in der Welt werdet ihr alles mit euren Händen angreifen, und euch verschiedenen ungewohnten schweren Arbeiten unterwerfen müssen. Denn, wo wollt ihr mit einem hal-

ben Gulden hinkommen? Ihr versteht nichts von der Welt; man wird euch auf allen Seiten betrügen. Der Hunger, die Noth, und tausend euch jetzo unbekannte Bedürfnisse werden euch zur Verzweiflung bringen. Der Satan wird diese Gelegenheit nützen, und euch den Begierden der Wollüstigen ausliefern, und mit eurem jungfräulichen Kranze verwelkt auch eure Seele? (Die Jungen unterdrücken darüber ein schelmisch Lachen, die Alten machen ein Kreuz. Der Prälat räusperte sich, und lenkte nach einigen Minuten folgendermaßen wieder ein:) Wo sind die Zeiten, da noch eine heilige Maria Magdalena von Pazzi lebte? Für ihre Tugenden erhielt sie im 17. Jahre die Gabe der Weissagung und der Wunder. Mit Freude ließ sie sich von der Mutter Priorinn die Hand auf den Rücken binden, und bis auf's Blut geißeln. Im Sommer und Winter war ihr Rock aus Flicken und Lumpen zusammengesetzt, ihre Hände beständig braun gefroren. Sie schlief auf der Erde, und geißelte sich alle Nacht. Hatte dafür auch seltsame Entzückungen. Einst sah sie eine vollkommene Einheit in einer unzertrennlichen Dreifaltigkeit. Sie dachte über das Geheimniß der Menschwerdung nach, und ihre Andacht verweilte vornähmlich bey den Worten: Das Wort ward Fleisch. Sie fiel in eine Entzückung, welche von Abend um 5 Uhr, bis zum folgenden Morgen dauerte. Sie rief: das ewige Wort ist in dem Schoos des heiligen Geistes unermeßlich groß, aber in Marien Schoos ist's nur ein Pünctchen. Gott Vater, Sohn und heiliger Geist besuchten sie wechselweise. Christus vermählte sich mit ihr in Gegenwart des heil. Augustin und der heil. Catharina von Siena. Die bösen Geister warfen sie manchmahl die Treppen herunter, und ihre Keuschheit kam auch sehr auf

die Probe. Der Geist der Unreinigkeit gab ihr die größten Abscheulichkeiten ein. Aber sie, beherzt genug, kam dergleichen Anfechtung zuvor; ging um ihr zu widerstehen, in den Holzstall, band ein Bündel Dornsträuche los, machte sich daraus ein Lager, entkleidete sich, und wälzte sich darauf, so lange, bis ihr ganzer Leib über und über eine Wunde war, und daß allenthalben hervorströmende Blut das Feuer auslöschte, das der böse Geist in ihr entzündet hatte. Wo ist unter euch eine M. M. Pazzi? Ihr alle seyd ausgeartet!

Die junge Nonne.

Gnädigster Papa, wir erfüllen jederzeit pünctlich, ohne Rücksicht auf irgend eine Pazzi, — unsere Ordensregel, damit ist's gut. Was die vorigen Gründe anbetrifft: so ist es wahr, daß wir in vielen Dingen unerfahren sind; daß aber die Verheißungen und Gebothe der Religion nicht stark genug sein sollten, sie allen Versuchungen entgegen zu setzen, sollte mich wundern. Gesetzt auch, eine von uns möchte der Gewalt, der Noth, der Versuchung und der Verführung unterliegen: so ist's keine vorsetzliche Sünde, so ist Gewalt von Außen und Schwäche von Innen ihr Fall, und es wird über einen Sünder, der Buße thut, viele Freude im Himmel. Daß wir mit einem halben Gulden nicht sollten leben können*), ist abermahls falsch. Es leben tausend Menschen mit noch viel weniger, freylich wohl kümmerlich; aber sorgloses Wohlleben ist ja nicht des Menschen Bestimmung. Es ist menschenfreundlicher geurtheilt, und auch wahrscheinlicher, daß uns die Noth, sollten wir einige

*) Diejenigen, so in weltliche Kosten treten, erhalten jährlich 200 Gulden.

zu befürchten haben, zwingen werde, eher zu arbeiten, als uns den Wollüsten zu ergeben. Daß wir in der Welt weniger bequem und mehr den Versuchungen ausgesetzt sein werden, ist wahr. Aber sollen wir denn nicht mit der Welt, mit dem Fleische und dem Satan streiten? Sollte das Himmelreich ohne allen Streit erobert werden können? Wir sollen hier kämpfen, und wir weichen allen Kämpfen aus; wir desertiren gleichsam aus der Schlacht, verbergen uns sorgfältig vor allen Anfällen, und wir sollten dafür im Himmel auf höhern Stufen stehen? Warum denn? Weil wir uns in gar keinen Streit einlassen wollen? Nein; vielmehr glaub ich, daß außerm Kloster die Leute mehr Gelegenheit haben, sich Verdienste zu sammeln. Das Christenthum besteht nicht im Brevierbeten, Chorquitschen und dergleichen Kinderpossen mehr, es besteht in thätiger Menschenliebe und guten Werken. Wie aber, um Christi willen, können wir diese ausüben? Wir, die wir von der Gesellschaft ganz abgerissen sind, deren Herzen, mit Unzufriedenheit angefüllt, alle Empfindungen der Menschheit verläugnen müssen; wir, von dummen, unbarmherzigen Anverwandten in einem geheiligten Kerker auf Zeit unsers Lebens gesteckt; wir, deren Handlungen alle nicht aus dem reinen Quell der Religion, sondern aus dem schwarzen Aberglauben hervorsprudeln; wir, die wir in diesen Mauern einander hassen und verfolgen, unterjocht dem Eigensinne der Oberinn; wir, die wir mit unverletzter Natur armseliger sind, als die Verschnittenen in türkischen Serailen; wie sollen wir nur die Fähigkeit haben, tugendhaft zu seyn, und den Himmel zu verdienen? Vernunft, Natur und Religion sind es, die den Fürsten bestimmten, diese Fesseln der Schwärmerey zu brechen; und weh! tau-

sendmahl weh über euch Prälaten, wenn ihr die Befehle des liebreichen Fürsten mit feingewebten, aus Andächteleyen und falscher Politik gekneteten Lügen entkräften, und vom wahren Zwecke ableiten werdet, damit ja noch länger dieser Prälat, der zwanzig Jahre hindurch mit unsern Einkünften seine Freunde und sich selbst genähret, in dem glänzenden Prasserstande erhalten werde! Wir wollen befreyt seyn von diesen Fesseln. Wir werden euch, wenn ihr sie befestigen solltet, unaufhörlich fluchen, und der Schöpfer der Natur muß uns hören, muß euch strafen, die ihr euch wider jene heilige Natur versündiget. Er wäre ungerecht, wenn er sich so vieler wehrlosen Geschöpfe nicht erbarmte, die ihr auf ewig unglücklich zu machen sucht; die verschlossen jammern, ihre Haare zerraufen, und die Stunden ihres Daseyns verfluchen werden. Vereinigt eure Kräfte mit den meinigen, ihr lieben Schwestern, in deren Busen noch einige Funken von Menschlichkeit leben, deren Blut noch nicht kalt, deren Geist noch nicht ganz kraftlos geworden; widersetzt euch mit mir den unverzeihlichen Absichten wollüstiger, schwelgerischer Prälaten, die mit unserm Unglücke ihren Glanz erneuern, und den Landesfürsten auf das Schändlichste hintergehen wollen. Traut ihren glatten Worten und leeren Versprechungen nicht, sie würden es mit uns eben so machen, wie zu Prag bei St. G** geschieht, da den Nonnen von ihrem halben Gulden die Hälfte abgezwacket, und indem sie elend leben müssen, die Oberinn indessen die Domherren herrlich bewirthet. Ruft weh über sie, und jammert so lange, bis ihr der Prälaten Herzen erweichet, oder sie, aus Furcht, verrathen zu werden, ihre Absichten aufgeben.

(Die beyden Prälaten schlichen ganz betreten davon, alles war mit Zerstörung, Mißvergnügen, Leiden und Ängsten angefüllt.)

## Achte Scene.

Nonne Emanuela, und der Prälat von Doxan.

Emanuela.

Ach, gnädigster Papa, was hab' ich für Ängsten!

Prälat.

Tröste dich, liebe Emanuela; wirst meinem Herzen immer die schätzbarste bleiben. Beste Emanuela! wo sind die süßen Augenblicke all? die schönen Sommertage, da wir oft im Garten — ach, laß uns deren vergessen.

Emanuela.

Kann man denn alles vergessen? Als ich noch ihre schönen Hündchen, deren sie immer eine Menge hatten, so rein hielte, sie uns in den Alleen vorliefen — und wir — wir — das alles vergessen? Und nun verschwindet alles auf einmahl! Ich habe ausgelebt.

Prälat.

Ich glaube nicht. Meine Freunde bey Hof sind groß. Die alten Nonnen werden mit attestiren, daß sie im Kloster bleiben wollen, einige jungen werde ich mit Versprechungen, — einige du und die Oberinn, gewinnen; und die wenigen, die sich nicht gewinnen lassen, werden nicht in Anbetracht kommen. Gib nur acht, der Hof wird auf unserer Freunde Vorstellungen — befehlen, ihr sollt Ursulinnerinnen werden, und dann, ob ich an meiner Emanuela eine Ursulinnerinn oder Norbertinerinn besitze, — das ist für mich, für dich — und jene Lauben im Garten, all' eins!

Emanuela.

An mir soll es nicht fehlen, der heil. Ursula viele Anhängerinnen zu verschaffen, wenn nur die Tage der Freude wiederkehren.

(Sie sieht ihn starr an, seine und ihre Augen werden naß; ihre Lippen zittern, — ihre Knie wanken, — sie sinken beyde nieder, und bethen ein Vater Unser, und ein Ave Maria, daß ihnen vor Andacht der Schweiß ausbricht.)

## Neunte Scene, am 23. May 1782.

(Zu Prag in der Prälatur auf dem Strahof. In der Nacht um 12 Uhr. Der Tisch ist noch seit Mittag gedeckt, einige Geistliche und einige Anverwandtinnen des Prälaten sitzen halb betrunken in der Runde; der Generalvikar präsidirt in einem braunen Überrocke mit Gold. Er ist ungefähr 5 Fuß hoch, 3 Fuß breit, trägt eine Perücke, wiegt bis 300 Pfund, ißt gerne Wildpret, und trinket eben so gern Rheinwein. Er spricht Küchenlatein mit vieler Fertigkeit, ist ein Doctor Theologiä, und folglich ein grundgelehrter Herr. Er hat zwar kein Weib, darf nichts von Ehepraktik und dergleichen Materien aus Erfahrung wissen; aber er ist doch ein Präsident beym Consistorium, wo die Ehestreitigkeiten, Hurereyen, Schwangerschaften, und physische Unfähigkeiten untersucht und beygelegt werden. Dieses thut er mit vieler Geschicklichkeit. Wo er solche erworben, ist unbekannt. Übrigens verdauet er gut, hat bis 20,000 Gulden aus apostolischen Renten zu verzehren, und man nennt ihn: Ihro bischöfliche Gnaden; ist also, wie ihr seht, ein Herr von hohem Ansehen, und unsterblichen Verdiensten.)

Eine Frau.

Sie wollten also hinaus, die Nonnen zu Pilsen? wollten nicht in ihrem Kloster bleiben? haben sich an das Consistorium, an Ihro bischöfliche Gnaden gewendet? —

Generalvikar.

Allerdings; (will aufstehen, trocknet den Schweiß von seinem Gesichte, seine Beine sind schwach, er hat ein kleines apostolisches

Räuschchen, fällt in seinen Sessel zurück.) allerdings wollten sie; aber ich hab sie kriegt, die Menscher; ich hab sie ausgezahlt! —

Frau.

Wie denn, Ihr bischöfliche Gnaden?

Generalvikar.

Ich hab's halt so gedreht beim Consistorium, daß sie haben nichts ausgerichtet. Sein die Menscher so lange drinn gewest, mögen sie noch bishero darinner ihr Verbleiben haben.

Prälat von Strahof.

Noch ein Gläschen Malaga. —

Generalvikar.

Darf nicht, darf nicht. —

Prälat.

Tokayer!

Generalvikar.

Bleib schon bei meinem Magenwein.

Prälat.

Haben ja gar nichts getrunken, Euer bischöfliche Gnaden.

Generalvikar.

Zu viel ist zu viel; man bekömmt darüber Kopfschmerzen. Ja, die Menscher, die hätten gern mögen, ha, ha, ha; ihr wißts schon — die haben wir kriegt, — sie hätten freylich gern mögen — ha, ha, ha, und das Unheil reißt um sich. Neulich wollte auch ein dummer Franziscaner aus dem Kloster, und wir sollten das Gelübd lösen; ja, da werden wir gescheidt seyn, da werden wir ihm ein's hermahlen; warum ist er ein Franziscaner geworden? Ich bin Jude, spricht der Jude, und will als Jude sterben; warum nicht auch ein Franziscaner?

Frau.

Man hat sagen wollen, er wolle sich oder andere umbringen, wolle lutherisch werden.

Generalvikar.

Ha ha ha ha, — der Guardian wird ihm den Muth schon austreiben; und mag's doch; was ist an einen so dummen Mönch gelegen, ob er sich erhenkt oder nicht; besser, als daß er ein Skandal ist, und lutherisch wird. (Endlich kommen die Bedienten, schleppen den Herrn Generalvikar in den Wagen; einige von den Geistlichen trinken Wasser, um die Hitze zu dämpfen; und so geht die Scene nach 1 Uhr Nachts aus einander.)

---

Alles ist wahr, und zu Prag wohl bekannt. Der arme Franziscaner verzweifelt, von seinen Vorgesetzten gepeinigt, vom Consistorium unerhört. Er hat seine Klage bey dem Gubernium bereits eingereicht, — aber was will ein armer Franziscaner, ohne aller Unterstützung, gegen ein ganzes Consistorium ausrichten? Wahr ist es, daß den Nonnen von Pilsen, Brix und Doxan so mitgespielt wurde. Den späteren Fortsetzern der Geschichte von Böhmen können diese Blätter gute Dienste leisten. Ich bin von dem Factum wohl unterrichtet, ich habe es auch mit aller Freimüthigkeit verfaßt, und ich werde alle Facta dieser Art sammeln, und mit eben dieser Freymüthigkeit bearbeiten. Das Publicum wird es mir danken und der Hof? Wenn dieser es ernstlich untersuchen ließe: so würde sich zeigen, daß dieses Blatt kein Pasquill sey, wofür man es gewiß ausschreyen wird. Aber man mag immerhin schreyen, — mag mich für einen Pasquillanten halten, ich werde dennoch fortfahren, alle Facta dieser Gattung zu publiciren. Ich

bin überzeugt, daß dieser Entschluß — wenigstens den Nutzen haben wird, daß die Herren Prälaten und Bischöfe nicht so leicht etwas wider die kaiserl. königl. Verordnungen, und zur Schande der Menschheit unternehmen werden.

## 38.

## Literarische Attentate auf den Kaiser. Züchtigung des ruchlosen Aufwieglers und Pasquillanten Georg Phil. Wucherer.

Dieser berüchtigte Unhold verband die That mit dem Nahmen; seiner Habsucht opferte er selbst den edelsten der Fürsten; und man muß in der That staunen über Josephs Großmuth. Auf diese sündigte Wucherer los; sein böser verworfener Sinn fand Gefallen und Befriedigung an den mehr oder minder gefährlichen Wirkungen seiner Gifte. Verschmitzt bediente er sich ausländischer Lettern; einige Winkelpressen soll er in einem der vielen Keller des Seizerhofes gehabt haben. Das freche, verrätherische egoistische Treiben dieses famosen Menschen stachelte endlich einen der bessern Wiener-Schriftsteller auf, ihn zu schildern, zu entlarven und zu geißeln. Dieß geschah in einem Büchlein, welches den Titel hat: „Wie lange noch? Eine Patriotenfrage an die Behörde über Wucherers Skarteken-Großhandel. Wien 1786.“ Diese Schrift ist zugleich von Wichtigkeit zur Kenntniß der damahligen Zustände und Broschürenliteratur und von picantem Interesse, mit vollem Recht unter die Curiosa zu zählen (namentlich in Bezug auf Szekely, auf den Raubmörder Zahlheim, die un-

garische „Handschrift") auch längst nicht mehr zu finden, weßhalb wir unterstehend einen Wiederabdruck derselben liefern. Der nicht genannte Verfasser ist der Licentiat Rautenstrauch. Wucherer hatte den an und für sich gesunden Einfall, jene Piece nachzudrucken, mit Anmerkungen zu begleiten, und ihr eine besondere Vertheidigungsschrift voraus zu schicken, mit dem Titel: „Eine Beylage zum Pasquill, von dem Verleumdeten." Wir besitzen auch diese; können aber versichern, daß sie ihrer Grundlosigkeit, Lahmheit und Nichtigkeit wegen, wahrlich nicht verdient, auch nur auszugsweise mitgetheilt zu werden. Also:

## Wie lange noch?

Aufruf. Die Zeit ist gekommen, wo es Verbrechen wäre, zu schweigen, Patrioten, Freunde, Mitbürger!!! leiht mir eure Ohren!

Es hat sich ein Fremdling unter die Bewohner Wiens eingeschlichen, der ein Auswürfling ist, der den ehrenvollen Nahmen eines österreichischen Staatsbürgers nicht verdient, der sich in der schändlichen Absicht in Wien ansäßig machte, um seinen Mitmenschen durch diebischen Nachdruck das Ihrige zu rauben, durch den Verlag zügelloser Lästerschriften den Monarchen um die Liebe guter Unterthanen zu bringen, und durch häufigen Absatz der infamsten Skarteken sich zu mästen und zu bereichern.

Was diesen — wie soll ich ihn nennen? — noch verabscheuungswürdiger macht, ist seine beispiellose Frechheit, mit der er Lügen auf Lügen, ohne zu stottern oder roth zu werden, auf alle Fälle in Bereitschaft hat, und seine abgefeimte Bösewichts-Gleißnerey, wodurch er sogar Hohen

und Niedern weis zu machen sucht, daß er einer der besten Staatsbürger sey.

Aufgefordert von dem lauten Rufe der Rechtschaffenheit, des Patriotismus und der Unterthanspflicht, angefeuert von dem gerechten Unwillen gegen seine so vielfältige sträfliche Unternehmungen, bewaffnet mit der guten Sache, und weit entfernt von der Furcht, daß er, um sich an mir von hintenzu zu rächen, über kurz oder lang durch einen seiner literarischen Söldner ein Pasquill gegen mich aushecken lassen möchte, trete ich hier vor den Richterstuhl des gesammten Publicums der Kaiserstaaten in jene Schranken, wo über Ehre und Bürgerpflicht gestritten und entschieden wird, und werfe den Handschuh hin, bereit, es aufzunehmen mit Jedem, der es wagen will, die Sache dessen zu vertheidigen, den ich hier laut als einen Meineidigen und Pflichtvergessenen anklage, der nicht verdient, ferner in Österreichs Staaten geduldet zu werden; und der Mann heißt: Wucherer!

Des festen Entschlusses, ihn zu entlarven, und dieser Hyäne im Schafspelz das Fell über den Kopf herab bis zur letzten Klaue auszuziehen, werde ich hier seine Thatsachen erzählen, und ihren Einfluß auf die innere Ruhe des Staats schildern. Ich will den Teufel mit ihm spielen, weil dieser bisher säumte, ex officio mit ihm zu verfahren.

Noch ist mein Gesicht bedeckt; aber ich gelobe hier feyerlich, das Visir aufzuziehen, und mich öffentlich zu zeigen, sobald einer unter seinem wahren Nahmen aufzutreten, und dieses Mannes Rechtfertigung gegen mich zu unternehmen wagen sollte. Und somit vor der Hand genug!

Es giebt zwey Nahmen in Wien, welche bey allen Rechtschaffenen der Gegenstand einer allgemeinen Verachtung geworden sind; sie heißen: Wucherer und Pfeiferl. Wenn man die Unternehmungen eines schmutzigen eigennützigen Buchhändlerauswürflings, so wie die gewissenlosen Handlungen eines staatsschädlichen katholischen Judens, mit passenden Ausdrücken bezeichnen will, so sagt man: **à la Wucherer** — **à la Pfeiferl.** Über letzteres Subject soll nächstens ein besonderer öffentlicher Gerichtstag gehalten werden, im Falle, wider Verhoffen, die Obrigkeit diesen Staatsblutigel nicht jetzt schon zur längstverdienten Züchtigung reif befinden sollte; deswegen will ich hier, (weil beyde zugleich allzuviel Stoff zu einer Schrift geben würden) mich nur mit dem erstern allein beschäftigen, und den Beweis, daß Er selbst es war, der seinen Nahmen so tief abwürdigte, aus dem herleiten, was er gethan hat.

Der theure Mann Wucherer kam, ich weiß nicht eigentlich in welchem Jahr, aus seiner schwäbischen Heimath nach Österreich. Er kam als Buchhalter oder Factor in den Dienst eines bekannten Wiener Handelshauses, welches, wie man laut sagt, es in der Folge sehr schwer empfunden haben soll, daß Er dessen Geschäfte führte. Alles, was man überhaupt davon weiß, ist dieß, daß dieses Haus unter seinen Händen in Verfall gerieth, er hingegen sich so wohl darin befand, daß er sich selbst etabliren, und den Großhändlerfond ausweisen konnte. Wie dieß möglich war, und was man insbesondere davon spricht, dieß lasse ich dahin gestellt seyn, weil es eigentlich nicht zum Endzweck dieser Schrift gehört.

Genug, er ward Großhändler. Daß jene Speculation, weßwegen er es geworden, nicht so gut war, als er

wünschte, ergiebt sich daraus, weil er sie aufgab, und sich, ohne noch dazu berechtigt zu seyn, auf den Buchhandel verlegte.

Er erfuhr, daß der bekannte Nachdrucksgroßhändler Schmieder zu Carlsruhe etwas sehr Einträgliches unternommen habe, alle Buchhändler und Schriftsteller Deutschlands zu bestehlen, und so entstand der Gedanke in ihm, auf eine ähnliche leichte Art sein eben so leicht erhaschtes Großhandlungscapital in Kürze zu verdoppeln.

Um nun unvermerkt wenigstens den Schein des Rechtes zum Buchhandel zu erlangen, nahm er vorläufig die Carlsruher Nachdrücke in Commission, die er indeß nur zur Wienermarktzeit ankündigen durfte, die übrige Zeit hindurch aber ebenfalls verkaufte, wovon die darüber gegen ihn bey Gericht angebrachten vielfältigen Klagen der Wienerbuchhändler zeugen können.

Daß er aber ganz andere weit aussehendere Absichten hatte, und es hiebey nicht bewenden ließ, versteht sich ohnehin. Er fing nun an, bey dem vormahligen Factor der Schönfeldischen Buchdruckerey, Nahmens Weimar, verschiedenes, auf seine Rechnung theils nachdrucken, theils auflegen zu lassen, und es, als ausländische Commissionswaare ebenfalls zu verkaufen. Auch zu Reutlingen und Tübingen ließ er allerley nachdrucken und auflegen, und diese Auflagen kamen so incognito nach Wien, daß weder Mauth noch Censur sie gewahr wurden. Zu gleicher Zeit bewarb er sich um die Buchhandlungsfreyheit, die ihm aus guten Gründen, zu wiederhohltenmahlen von der Behörde abgeschlagen wurde.

Ein Mann, wie Wucherer, läßt sich nicht so leicht von einer Speculation abwendig machen, die ihm behagt. Er

ließ, ohne Bedenken fortdrucken, und, ohne zu wissen, ob er je die Buchhandlungsfreyheit erhalten würde, machte er schon Anstalt, sogar in Wien eine eigene Buchdruckerey sich anzuschaffen, wozu sich von ungefähr eine Gelegenheit für ihn darboth.

Es hatte nähmlich der damahlige Schönfeldische Factor Weimar das Glück, wegen dem in Prag erschienenen sogenannten Militärgesetzbuch *) vor den Monarchen gerufen, und deßhalb über ein und anderes befragt zu werden. Er gestand die Wahrheit, und erhielt die Erlaubniß, sich etwas zu erbitten. Wucherer vernahm es, und beredete ihn, um das Recht anzusuchen, eine Buchdruckerey in Wien errichten zu dürfen, welches ihm auch gewährt wurde.

Man lachte über dieses Begehren, weil man wußte, daß dieser Mensch nicht fünf Groschen übrig hatte, geschweige die Baarschaft zu Errichtung eines solchen Werkes, bis es sich endlich aufklärte, daß nicht er, sondern Wucherer sie errichte, der dazu die Matritzen aus dem Ausland kommen ließ, welche Schiffleute seiner Landsmannschaft nach Wien brachten, damit, nach einem verabredeten Pfiff, auf einem Arm der Donau, zwischen den Brücken anlandeten, woselbst sie von einem seiner Leute übernommen, und der Mauth zum Trotz, in einem Lehnwagen, Mauthfrey, ihm überliefert wurden. Nun ward die Buchdruckerey in einem Vorstadtwinkel, der zu seiner Absicht dienlich schien, nähmlich hinter dem ehemahligen Johannesspital, ungesäumt errichtet. Weimar trägt den Namen eines Buchdruckers, und Wucherer ists!

---

*) Wohl Heinrichs Gesetze in Auszug,

O Monarch! wie oft wirst Du hintergangen!

Jetzt fehlt unserm lieben Wucherer nichts weiter, als die Buchhandlungsfreyheit. Er ging zum Monarchen, und stellte vor, daß er, wenn sie ihm verweigert würde gezwungen wäre, mit seinem Geld sich außer Land zu begeben; und nun erhielt er sie.

Wie er sich dieser Gnade in der Folge würdig machte, werden wir bald sehen, denn die Geschichte seines Buchhandels ist wahre chronique scandaleuse. Hier ist eine Skizze seiner Industrie, seiner Speculation. »Nachdruck guter Werke von Inn- und Ausländern. Selbstverlag frecher, zügelloser, empörender, den Monarchen beleidigender, und allgemeines Aufsehen erregender fliegenden Schriften, je verwegener, je besser. Theure Preise weniger Blätter, verhältnißmäßig mit der darin enthaltenen Kühnheit. Unbedenklicher freyer Verkauf aller dieser Verlagsartikel, sie möge nun erlaubt oder verbothen werden. Gleichviel! — Hartnäckiges Läugnen auf alle Fälle einer Entdeckung seines Schleichhandels. Gleißnerische Betheuerung der Unwissenheit in Ansehung des Inhaltes der verlegten Skarteken. Bestellung heimlicher Commissionäre in den sämmtlichen k. k. Provinzen, zu Verbreitung der Skarteken und ihrem Absatze. Verbindung mit all' jenen Buchhändlern, die im Rufe stehen, daß sie beym Bücherverkauf eben nicht so scrupulös sind, sich an die Vorschrift der Censur zu binden. Gewinnung Jener, die seine Manipulationen hindern oder befördern können. Frühzeitige Versendung der Neuheiten in die Provinzen, noch ehe sie der Wiener Censur vorgelegt werden, damit die erste Auflage derselben beynahe abgesetzt ist, bis entschieden wird, ob sie erlaubt oder verbothen werden sollen, um, bey näherer Nach-

frage vorgeben zu können, daß er sie weder gedruckt, noch verlegt habe, sondern, daß sie — Gott weiß woher! — (seine Lieblingslüge) ihm und andern zugeschickt worden ꝛc. u. s. w.

Um solchemnach bey allen merkwürdigen Vorfällen, woran es in Josephs Zeiten ohnehin nicht fehlt, mit einer anziehenden, Neugierde erregenden und kühnen Piece das Publicum reizen und bethören zu können, war es nöthig, einige eben nicht ungeschickte Literatur-Gesellen an sich zu locken, und an der Hand zu haben, bey denen dergleichen Dinge in der Eile bestellt werden können. Auch dieß gerieth ihm nach Wunsch, und man kennt nunmehr jene einheimische Schreiber, die seine Entwürfe sehr wohl befördern. Sein Geheimschreiber aber ist ein Vetter von ihm, der sich in der Absicht schon ein paar Jahr in Wien befindet, um bey dem Reichshofrath es zu bewirken, daß er zum Syndikus der Reichsstadt Reutlingen angenommen werden soll, und indeß die Mittel zu seiner Subsistenz in Wucherers literarischem Frohndienst erwirbt.

Mit diesen Entwürfen und den Hülfsmitteln zu ihrer Ausführung gerüstet, begann der nunmehrige Groß- und Buchhändler seine Laufbahn, und that, was ich alsbald, (soviel möglich, der chronologischen Ordnung nach) erzählen werde.

Noch ehe seine Buchdruckerey errichtet war, ließ er bey dem Schönfeldischen Factor Weimar die bekannten Berliner Briefe Anfangs bloß nachdrucken, nachher aber veranstaltete er eine zweyte Auflage derselben, mit impertinenten Noten vom Verfasser des zwey und vierzigjährigen Affen, welche zwar verbothen, von ihm aber, ohne allen Scrupel, unbedenklich verkauft wurde. Mit gleicher

Sorglosigkeit bestellte er einen Nachdruck der verbothenen marokkanischen Briefe.

Die einträgliche Schelmenspeculation, die ein bekannter Prager Buchhändler mit dem zwey und vierzigjährigen Affen machte, brachte den Großhändler Wucherer auf den Gedanken, durch einen Pendant, unter der Aufschrift: Der vier und siebenzigjährige Bär, den der nähmliche Verfasser fabriziren sollte, einen gleichen Schnitt zu machen. Ob Verleger und Autor in Ansehung der Bedingungen nicht einig wurden, oder was sonst die Ursache war, daß dies löbliche Vorhaben unterblieb, weiß ich nicht. Genug es gerieth ins Stocken.

Indeß erschien er bald mit einer andern Skarteke, genannt Babylon, oder das große Geheimniß der europäischen Mächte. Diesen Wirrwarr von Frechheit und Unsinn, der nicht volle zween Bögen betrug, verkaufte er, obwohl er verbothen ward, für dreyßig Kreuzer, und fand destomehr Käufer, je dummdreister der Inhalt war.

Die verbothenen Briefe aus Rom, über die Aufklärung in Österreich, ein sogenannter zweyter Theil zu Faustins philosophischem Jahrhundert, gleichfalls verbothen, die geheimen Beyträge zur Geschichte Ludwigs des XIV., ein anderer Schmarren, unter dem Titel: Roms gesetzgeberische Gewalt vernichtet, Figaro's Reise nach und in Spanien, und mehr ähnliche Piecen, sind lauter Artikel des Wucherischen Großhandels, die in Kürze aufeinander folgten, und theils von ihm selbst, theils für ihn auf seine Rechnung gedruckt worden. Zu gleicher Zahl gehört auch die saubere Jesuitengeschichte, unter der Aufschrift: Aloysia von Blumenau, vom Verfasser Babylons.

Dieser Autor schien so ganz der Mann nach Wuche-

rers Herz und Sinn zu seyn, deßhalb hing er sich nun fester an ihn. Die Frucht dieser Verbindung waren die berufenen Unwahrscheinlichkeiten, welche eigentlich das erste Product der wucherischen Pressen waren, und zum Muster dienen konnten, was man etwa künftig von daher zu erwarten habe.

Nur die schändlichste Absicht konnte diese frechen Blätter aushecken; nur der gewinnsüchtigste Waghals konnte sie an sich kaufen, drucken und in Verlag nehmen! nur ein Wucherer konnte dieß.

Gerade zu jener Zeit, wo der Monarch das große Werk begann, das Königreich Ungarn mit den übrigen Ländern seiner Monarchie in eine solche Verbindung zu setzen, wie es das gemeinschaftliche Wohl erheischt; gerade damahls, als die Ungarn Miene machten, ihre alten Feudalsysteme, welche den jetzigen Zeiten, Bedürfnissen und Anstalten keineswegs mehr angemessen sind, harthäckig zu behaupten; in eben diesem kritischen Zeitpunct, der folglich für Wucherers Geldgierde der günstigste schien, kamen diese Empörung athmenden Paragraphe der Unwahrscheinlichkeiten zum Vorschein, und zwar dort am ersten, wo sie wirken, und Volk und Adel, wo nicht zum Aufruhr stimmen, doch wenigstens zum tausendfachen Aufkauf reizen sollten, nähmlich in Ungarn. Dorthin hatte sie der Verleger am ersten gesendet, noch ehe sie der Censur in Wien vorgelegt wurden; von dorther wurden Exemplare durch die Obrigkeit an die Behörde zu Wien eingeschickt, und der Frevel angezeigt.

Der Monarch, der schon bey den Berlinerbriefen bewiesen hat, daß Er ungerechten und boshaften Tadel verachte, gab bey dieser Lästerschrift eine neue Probe seiner

Mässigung, und erlaubte den öffentlichen Verkauf derselben, der für den Verleger so einträglich war, daß er — nach seinem eigenen Geständniß — achttausend Exemplare absetzte. Sie waren zwey Bogen stark, und kosteten fünfzehn Kreuzer.

So ein übermäßiger Profit an einer in Rücksicht der Verlagskosten so unbedeutenden Skarteke, mußte natürlich unsern Großhändler mit der kleinen Waare zu mehr ähnlichen Unternehmungen reizen. Hätte man ihn gleich damahls nach Verdienst bestraft, so würden vermuthlich seine bisherigen Pamphlete von gleichem Schlag unterblieben seyn.

Daß Langmuth und Nachsicht nicht immer, sondern fast nie die eigentlichen Mittel sind, die Frevler zu bessern, dieß wissen jene Gerichtsstellen aus der leidigen Erfahrung, welche die ersten Vergehungen eines Bösewichts entweder gar nicht oder sehr gelinde ahndeten, und in der Folge nur allzudeutlich überzeugt wurden, daß ihre unzeitige Milde die Grundursache zu neuen noch größern Verbrechen gewesen. Dieß Gleichniß paßt sehr genau auf Wucherer, wie besser unten sich aufklären wird.

Zum Beweis, daß die oben entworfene Skizze seiner Industrie treffend und wahr ist, muß ich hier eine Probe von Wucherers Unverschämtheit im Läugnen und seiner Gleißnerey anführen, dergleichen noch mehrere vorkommen werden.

Unerachtet nähmlich die Unwahrscheinlichkeiten mit seinen nach ausländischen Mauthfrey hereinspazirten Matritzen gegossenen Lettern abgedruckt waren; unerachtet er ihren Inhalt so wohl verstand, daß er sie zum Absatz nach Ungarn verschickte, eh' er sie der Wiener Censur vor-

legte; unerachtet schon in Ungarn gerichtlich erhoben war, daß sie von ihm dahin geschickt worden; so behauptete er doch, (ehe noch die Erlaubniß zum öffentlichen Verkauf gegeben ward,) allenthalben mit dreister Stirne, daß er nicht wisse, wer sie gedruckt habe, daß sie ihm — Gott weiß woher — eingeschickt worden, daß er nur wenige Exemplare derselben habe, und überhaupt ihren Inhalt nicht verstehe und begreife. Kaum ward sie aber erlaubt, so waren schon, in der nähmlichen Stunde, die Exemplare in solcher Menge in seinem Gewölbe angekommen, daß er jedermann damit für 15 kr. bedienen konnte.

Ein Patriot verfertigte Noten zu den Unwahrscheinlichkeiten, wodurch er ihren schädlichen Eindruck zu mindern suchte, und zugleich die Absichten des Autors und des Verlegers entlarvte. Weil man aber von Seiten der Behörde dieser Skarteke durch Widerlegungen kein Gewicht oder Ansehen geben wollte, so wurden sie unterdrückt. Eine neue Speculation für unsern Großhändler. Er druckte diese Noten selbst, und ließ von seinem schwäbischen Vetter eine Vorrede dazu machen, worin er unter andern mit heuchlerischer Miene spricht: „Man muß gestehen, daß es schwer zu errathen ist, wohin der Verfasser mit seinen Paragraphen ziele, die größtentheils in den Schleyer der Unverständlichkeit eingehüllet sind, ɩc., daß vielleicht Niemand den wahren Sinn derselben einsehen dürfte, als der unbekannte Verfasser selbst, ɩc. daß der Verleger, er mag auch seyn wer er immer will, dennoch zu entschuldigen sey, weil der Sinn für ihn unerklärbar ist ɩc. ɩc. und so verkaufte er sie ebenfalls.

Nun frage ich Jeden, der sie gelesen hat, ob man nicht seinen Verstand bey Pfeiferl versetzt, und nie mehr

eingelöst haben müßte, um nicht einzusehen, wohin sie zielen? Warum wurden sie denn vom Verleger gerade am ersten nach Ungarn geschickt? O des Wuchererischen Gaukelspiels!

Wie frech er in dieser Vorrede dem Publicum ins Angesicht gelogen hat, kann man aus seiner dießjährigen der öffentlichen Zeitung beygelegten Ankündigung sehen, worin die Unwahrscheinlichkeiten unter der Rubrik seiner Verlagsartikel nebst unzähligen andern Skarteken stehen, die ihm, wenn er sie zur Censur brachte, seinem jedesmahligen Vorgeben nach — Gott weiß woher — allemahl eingeschickt worden.

Der Titel Unwahrscheinlichkeiten war ihm allzuwerth, als daß er so geschwind darauf hätte Verzicht thun sollen. Deßhalb kam er bald darauf mit einem Pendant dazu in Vorschein, unter der Aufschrift: Unwahrscheinlichkeiten aus Zwangburg wider die Unwahrscheinlichkeiten aus Freyburg. Zwar wurden sie verbothen, aber was kümmert dieß einen Wucherer, der durch irgend Jemand nur allzuwohl belehrt ward, wie weit die Censur von der Absicht entfernt ist, die Verletzung ihrer Gebothe inquisitionsmäßig zu untersuchen!

Was die Unwahrscheinlichkeiten in Ansehung Ungarns gewesen, das waren die Wahrscheinlichkeiten, welche unmittelbar darauf folgten, in Ansehung Österreichs und anderer k. k. Länder. Es wurden darin die neuern Anstalten und Verfügungen Josephs mit einer lauten Impertinenz getadelt. Auch diese wurden erlaubt, und kosteten einen Gulden. Gleich darauf kam ein Supplement dazu, vom nähmlichen Gepräge, unter dem Titel: Prüfung der Wahrscheinlichkeiten, und auch vom nähmlichen Verfasser, dem

bekannten Herrn Vetter Wucherer, Nahmens Fezer, von welchem auch die dieses Jahr erschienene sogenannte reine Wahrheiten sind, Erstere kosten dreyßig, und letztere fünf und vierzig Kreuzer.

Man glaube ja nicht, daß diese Dinge etwa der Censur im Manuscript vorgelegt, und bey dieser, der Ordnung nach, angefragt worden, ob sie gedruckt werden dürfen? Bewahre! Mit solchen kleinstädtischen Bedenklichkeiten gibt sich ein Großhändler, wie Wucherer, nicht ab. Er druckt, was er will, giebt sodann einige Exemplare zur Censur, und läßt es dahin gestellt seyn, was diese darüber zu entschließen für gut befindet; genug, er verkauft davon, so viel er kann, und versendet das übrige in die Provinzen, an Leute, die sich eben so trefflich auf den literarischen Schleichhandel verstehen, als er selbst.

Nur mit einer einzigen Piece hat er sich verrechnet, mit der er keinen geringern vielleicht gar einen noch größern Schnitt machen wollte, als mit den Unwahrscheinlichkeiten. Es war eine so betitelte Handschrift, welche im Landtag des Königreichs Ungarn ausgestreut, und sodann durch den Henker öffentlich auf dem Platze in Preßburg verbrannt wurde, die er lateinisch und deutsch, auf feinem Postpapier, zu mehrern Tausenden abdrucken ließ. Vermuthlich muß er, durch einen seiner Anhänger, dergleichen er unter den Nichtpatrioten sehr viele hat, Wind bekommen haben, daß er dießmahl sehr ernstlich auf die Finger geklopft werden dürfte, weil er plötzlich damit zurück hielt, und sie (wenigstens innerhalb der k. k. Länder) nicht öffentlich verkaufte.

Desto sorgloser war er mit der Verbannung der

Jesuiten aus China, die er ebenfalls druckte, und, so sehr sie auch Lärm erregte, so anstössig auch ihr Inhalt, (der nirgends erlaubt werden kann,) immer war, dennoch, ohne Anzeige, daß sie streng verbothen ist, Packelweise allenthalben pr. 15 kr. versendet, in Wien aber, unter der Hand um einen Gulden noch unlängst verkauft hat.

Wo die Beweise sind, überall dieses? In Jedermanns Händen: und wenn die Polizey es nicht außer ihrem Amte und unter ihrer Würde gehalten hat, den Großhandel Wucherers zu beobachten; so muß sie längst von all' diesem, und von weit mehr noch sehr wohl unterrichtet seyn, denn was ein Privatmann zufälligerweise, ohne Mühe erfährt, muß sie nothwendig, wenn sie anderst will, noch verläßlicher wissen können. — Doch, weiter.

Von einer an sich gut geschriebenen, wegen einiger Ausfälle auf gewisse geheiligte Religionsgegenstände aber verbothenen kleinen Volksschrift, unter dem Titel: Werden wir Katholiken im Jahre 1786 noch fasten? will ich hier gar nichts besonders erwähnen, weil man von Wucherer ohnehin mit Lessings Orsina sagen kann: „eine Sünde mehr oder weniger, für einen der doch verdammt ist.“ Wenn indeß seine Industrie, mit kleinen Broschüren große Einnahmen zu verschaffen, hier fehlschlug, so hatte er doch mit einer andern, vom nähmlichen Verfasser mehr Glück, ich meine mit den sogenannten Briefen eines Biedermannes an einen Biedermann, über die Freymaurer in Wien, weil zu eben der Zeit die bekannte k. k. Verordnung erschien, welche wenigstens dreyßig fliegende kleine Schriften veranlaßte, wovon allein in Wucherers Verlag fünf und zwanzig zum Vorschein kamen, deren größ-

ter Theil in einem Tone abgefaßt war, den nur allein Joseph's Nachsicht und Großmuth dulden konnte. Wucherer hatte sie, seiner Gewohnheit nach, erst gedruckt und dann — zur Censur gegeben. Eine einzige wurde verbothen, unter der Aufschrift: „Sendschreiben des h. Ignaz v. Lojola, an seine Brüder Freymaurer in Wien.“ Daß aber bey Wucherer ein Verboth den Verkauf nicht beschränkt, wissen wir ohnehin.

Während dem Curs der sogenannten Maurerschriften erschienen die Briefe über den jetzigen Zustand von Galizien, in zwey Theilen, welche zwar, da sie schon gedruckt zur Censur kamen, tolerirt wurden, die aber, bey dem wirklichen Guten, was sie enthalten, mit bittern Sarkasmen und skandaleusen Privatanekdoten dergestalt angefüllt sind, daß die Einwohner zu Lemberg ein Exemplar derselben an den Galgen hefteten, mit einem Zettel: Dies gebührt dem Verleger! Da kein Gerichtsdiener das Buch herabhohlen wollte, so mußte es der Henker thun. Der Großhändler Wucherer hat, wie man sagt, über diese Prozedur herzlich gelacht, in der Zuversicht, daß er nun desto mehr davon absetzen würde.*) —

Nach welchen Grundsätzen, und mit welchem Recht hat man den Buchdrucker Schmidt, der blos das alberne Dreybrüderschafts-Büchel, ohne Censur, druckte, um 500 fl. — strafen und diese Strafe ohne Gnade eintreiben können, indeß Wucherer, ohne alle Anfrage bey der Censur, von Zeit zu Zeit druckt, was er will, Woche für Woche mit einer neuen Skarteke seines Drucks und Verlags zur Cen-

---

*) Nun ist die Rede von der Zahlheimschen Broschüre; dieser Text bildet den nächsten Artikel.

sur kömmt, und sich überhaupt den Teufel um ihr Verbiethen bekümmert? Hat denn dieser hergelaufene Schwabe ein Vorrecht vor andern innländischen Buchdruckern und Verlegern? Oder findet man es nicht mehr rathsam und thunlich, ihn eines Vergehens wegen zu bestrafen, weil er schon hunderte begangen hat?

Wahrlich, ich glaube, man hätte jedem andern Buchdrucker und Verleger, der den zehnten Theil von Wucherers Sünden verübt hatte, schon die Haut abgezogen, so, wie man vielleicht jeden andern Schriftsteller, der Brochüren à la Fezer geschrieben hätte, längst über die Linien hinaus gewiesen haben würde, wenn gleich im Grunde der Verfasser einer Lästerschrift weniger strafbar ist, als der, so sie zu drucken und zu verlegen wagt.

Ein für allemahl bleibt es ein Räthsel, warum Wucherern alles hingeht, warum man ihm nicht auf die Haut gehen, und seinen offenbaren Skartekenhandel nicht abstellen will? Zum wenigsten ist es sehr sonderbar, daß dieser Mann so manche Anhänger, Freunde und Gönner hat, unter denen sicher einige sind, auf deren Verwendung und Einfluß er rechnen kann, wenn er allenfalls in die Klemme kommen sollte. Er hat sich selbst unter denen, die seine Manipulationen hindern könnten, einen dergestalt eigen gemacht, daß er den Schwindel bekömmt, wenn er irgendwo über seinen Freund Wucherer reden hört.

Ich bin es satt, dieses Mannes Großhändlers-Schritte weiter zu verfolgen, und man merkt es ohnehin, daß ich nur der gröbsten Spur derselben nachgegangen bin. Für jenen Beweis, wozu ich mich im Anfang dieser Schrift anheischig machte, ist das schon mehr als überflüssig, was ich bisher berührte. Indeß kann ich doch nicht umhin, noch von

einigen seiner neuesten Verlagsartikel zu sprechen. Der erste ist eine nur zwey Bogen starke Broschüre, unter dem Titel: „Bordelle sind in Wien nothwendig, Herr Hofrath von Sonnenfels mag dagegen auf seinem Katheder predigen was er will.“ Sie hier zu zergliedern, ihre Sätze näher zu analysiren, alle für Wiens Obrigkeiten und Bewohner darin enthaltene Grobheiten zu rügen, oder gar die unflätigen Ausdrücke derselben nach der Reihe anzuführen, ist überflüßig, denn was heut zu Tage von schon gedruckten Schriften verbothen wird, muß allerdings sehr anstößig sein.

Das gleiche gilt von den sogenannten „freymüthigen Bemerkungen über Aufklärung und Reformen unserer Zeit,“ von einem gewissen Z . . . r, welche sicher innerhalb der k. k. Länder kein anderer Buchhändler an sich gekauft haben würde, da sie die frechste Persiflage über Josephs Anstalten und die bißigsten Anspielungen auf allen Seiten enthalten. Obwohl sie verbothen wurden, so kaufte doch Wucherer erst jüngst vom gleichen Verfasser das Manuscript eines zweyten Theils dazu, welchen wir mit ehestem aus der Buchdruckerey in der Bischofsgasse zu Ottahaite gleichfalls zu erwarten haben.

Ich komme nunmehr auf das Non plus ultra von Wucherers Großhandel, auf jenes famose Libell, wodurch er seinen bisherigen Unternehmungen gleichsam das Siegel aufdrückte, und womit er am 11. Julius dieses Jahres zum Vorschein kam. Es führt die Aufschrift: Freymüthige Bemerkungen über das Verbrechen und die Strafe des Garde-Obristlieutenant Szekely.

Hier gab es den stärksten Beweis, wie die Bosheit stufenweise steigen kann, wenn man ihr nicht zeitig genug auf den Kopf tritt; hier entdeckte es sich allzudeutlich, wie

gierig er auf jede Gelegenheit lauert, das Publicum auf Kosten der geheiligten Ehre des Monarchen brandschatzen zu können; hier ward es klar, daß er die Skarteken dieser Art bestelle.

Da dieses Schandwerk nicht allein für die deutschen k. k. Provinzen, sondern auch vorzüglich für Ungarn bestimmt war; so fand er seiner Industrie gemäß, es mit lateinischen Lettern abdrucken zu lassen, um auch jene, die nach deutschen Buchstaben nicht gut lesen, zum Ankauf derselben zu reizen, beyher dem Ding einen Schein zu geben, als ob es in Ungarn gedruckt worden wäre.

Freylich würde man dieses nicht so geradezu geglaubt haben, wenn Wucherer der Einsender dieser Schrift gewesen wäre; deshalb fand er für dienlich, einen andern vor das Loch zu schieben.

Auf welche Art er dabey zu Werke ging, haben wir aus der von dem Buch- und Kunsthändler, Lucas Hohenleitner, am 5. August der Wienerzeitung beygelegten Ehrenrettung ersehen, deren Inhalt unser Großhändler, so trefflich er sonst läugnen kann, stillschweigend zugestehen mußte.

Wer dieses saubere Product gelesen hat — und wer hat es nicht gelesen? wird, wenn er Patriot und kein heimlicher Widersacher des Monarchen ist, gestehen müssen, daß die Frechheit hier ihren höchsten Gipfel erreicht habe. Was konnte mehr gewagt werden, als den Monarchen für einen launigten wetterwenderischen Tyrannen zu erklären, der die Rechte der Menschen mit Füßen tritt, der Gesetze und Gerechtigkeit verlacht?

Und — wer begreifts? — der Bösewicht, der sich erkühnte, diese Majestätsschändung zu drucken, ist aus Gnade des Monarchen Wien's Bürger, ist k. k. privilegir-

ter Groß- und Buchhändler, und lacht sich über die beyspiellose kaiserliche Großmuth die Fäuste voll, je mehr sie seinen Wucherer Säckel spickt!!!

Wie! ein Unterthan sollte in diesem Tone mit seinem Regenten sprechen, sollte seinen Mitbürgern alles Vertrauen, alle Liebe zu Ihm rauben, „sollte die Millionen Seiner Völkerschaften wider Ihn aufbringen, und zur Empörung reizen," sollte von Zeit zu Zeit die schändlichsten Pasquille gegen Ihn drucken und verkaufen dürfen, blos um sich zu bereichern?

Bey Gott! es ist die höchste Zeit, diesem Verräther das Handwerk auf ewig zu legen, und ihn dahin zu jagen, wohin er längst gehöret.

Es liegt ein verfluchter Sinn in dem Worte: Tyrann! Wer die Geschichte der Jesuiten gelesen hat, kennt ihn. Ich sehe hier zwey Fälle, deren jeder schrecklich ist. Angenommen also, daß ein von Pfaffen und Mißvergnügten entflammter Fanatiker auf jenen teuflischen Gedanken, den einst die Jesuiten in Ansehung erklärter Tyrannen lehrten, geriethe, und ihn in's Werk setzen wollte; welch' nahmenloses Elend könnte daraus entstehen? Angenommen, im Gegentheil, daß ein von Treue und Liebe für den Monarchen ganz erfüllter Unterthan über den Schänder seines Landesfürsten von gerechtem Grimm dergestalt entbrannt würde, daß er ihn aufsuchte, und vor den Kopf schlüge; was wollte man ihm thun? nach welchen Grundsätzen sollte man ihn verurtheilen? —

Wenn ununterrichtete Bewohner des Auslandes diese Schandschrift zu Gesichte bekommen, so werden sie verleitet, zu glauben, es ist entweder die Stimme beleidigter Großen, oder die Stimme gedrückter Völker, welche in dieser Sprache

ausbricht; und doch ist es nur ein einzelner Elender, ein von der niedrigsten Gewinnsucht befallener Skartekentrödler, der darauf ausgeht, das ganze Publikum zu nachtheiligen Gesinnungen gegen den Beherrscher gleichsam zu stimmen, damit es all' seinen Verlagswust desto gewisser aufkaufen, und ihn dadurch mästen möge.

Die Vergehungen dieses Mannes haben in der That den höchsten Grad erreicht. Wo der Regent als Tyrann erklärt ist, da ist die innere Ruhe des Staats in äußerster Gefahr, da kann Zucht und Ordnung nicht ferner bestehen, Ehrfurcht und Gehorsam werden zum Unding, zum leeren Wortschall, und die Gefahr einer allgemeinen Zerrüttung ist, unerachtet dreymahlhunderttausend bewaffneter Arme, dennoch zu fürchten.

Wenn auch all' dieses nur leere Furcht wäre, so entehrt doch wenigstens dieser Mann das für Aufklärung und Wissenschaften so heilsame Gewerbe des Buchhandels; so schadet er doch mindestens dem Geschmack an der Literatur, und erregt durch seine Lasterblätter einen allgemeinen Eckel gegen sie; so würdigt er doch den ehrenvollen Stand der Schriftsteller zu jener schwarzen Zunft herab, die der Abschaum der Menschheit genennt zu werden verdient; so erregt er doch bey vielen einen äußerst nachtheiligen Begriff von den bisher stets als die rechtschaffensten Menschen bekannten Protestanten, deren unwürdiges Mitglied er ist, und bey deren Gemeinde in Wien er zur Stelle eines Kirchenvaters — Gott weiß, wie? — gelangt ist. Ich selbst hörte unlängst einen angesehenen Protestanten in Wien sagen: er würde in Versuchung gerathen, das Bethhaus anzuzünden, wenn der

Kirchenvater Wucherer darinn wohnte, um den Schandfleck der Protestanten zu vertilgen.

Man mache mir ja nicht den Einwurf, daß Wucherer frey von aller Verantwortung sey, weil der Mornach so erhaben handelte, den Verkauf der Pasquille auf Seine geheiligte Person zu erlauben; denn dadurch wird die darinn enthaltene Lästerung noch nicht zur Wahrheit; dadurch wird sein sträfliches Unternehmen noch lange nicht gerechtfertigt. Ist die Klapperschlange deswegen weniger giftig, wenn der, der ihr den Kopf zertreten kann, sie — länger leben läßt?

Auch dadurch ist Wucherer noch nicht gerechtfertigt, wenn er gleich, um seinen Profit zu vergrößern, vom Verfasser des ersten Pasquills ein paar andere Schmarren dagegen verfertigen und drucken ließ, denen man es allzuwohl ansieht, daß sie den Hauptartikel nur desto mehr heben sollen. Noch weniger nützt ihm diesmahl sein jedesmahliger Kunstgriff, sich durch den übelberüchteten Erlanger Zeitungsverfasser für unschuldig erklären zu lassen, und beyher seine Skarteken dem Publicum auf's Beste zu empfehlen, da uns Hohenleitner allzuwohl überzeugte, wie schuldig er ist.

Und sonach frage man mich ja nicht: wer mich zum Ankläger Wucherers berufen oder bevollmächtiget habe: denn ich würde im Gegentheil fragen: Wer dem Wucherer das Recht gibt, den Mornarchen zu lästern, und das Publicum zu ärgern? Aus mir spricht Bürgerpflicht und Patriotismus; aus ihm schändlicher Eigennutz und Bosheit.

Meine Anklage gegen diesen meineidigen, pflichtvergessenen, unwürdigen Bürger Wiens ist also keine Sache

die durch ein paar Magistratsbeysitzer privatim untersucht und abgethan werden kann; sie ist res publica, und muß, erforderlichen Falls durch eine eigene von der höhern Behörde niedergesetzte außerordentliche Commission auseinander gesetzt werden.

Wucherer hat publice gesündigt, so, wie ich ihn publice anklagte; er verantworte sich publice darauf, und nach publice geschlossenem rechtlichen Verfahren kann, (wenn er es ausdrücklich zu verlangen rathsam finden sollte), auch publice in der Sache entschieden und gesprochen werden.

Ich beharre demnach darauf, daß ich Wahrheit schrieb, und, von Pflicht und Rechtschaffenheit angetrieben, in Ansehung Wucherers Skarteken Großhandel zu fragen berechtigt war: Wie lange noch?

---

Mit dieser Frage schließt Rautenstrauch; und auf dieselbe antworten wir: „O noch allzulange!“ In dem nämlichen Jahre noch, 1786 gingen aus Wucherers Schmachpresse folgende freche Pasquille auf Joseph hervor: Die Regierung des Hanswurstes; eine Comödie aus dem vorigen Jahrhundert. Salzburg (47 S. in 8.) — Das Handbillet des Hannswurstes. Eine Beylage zur Regierung in Salzburg (23 S. in 8.)— Die Verbindung des Nabobs von Indostan wider den Groß-Mogul. Ein politisches Schauspiel. (Verfasser ist Fr. Schulz. 70 S. in 8.) Wir haben sie sämmtlich vor uns liegen; aber nicht weil sie Pasquille sind (die letzte Piece zielt auf den Fürstenbund) enthalten wir uns, sie wieder abdrucken zu lassen, sondern ihres unglaublich schalen, nichtigen, faden, läppischen und zugleich höchst geschmackwidrigen Inhaltes wegen. Alle drey sind

noch überdieß in Versen, und o Himmel, in welchen Versen?! Überhaupt taugen von hundert Piecen der Josephinischen Periode wohl kaum zwey zu erneuerter Mittheilung, eben ihrer innern Nichtigkeit und äußern Rohheit wegen.

## 39.

# Zahlheim der letzte Geräderte.

Nachtrag zu dem Artikel im ersten Bändchen.

Über die in jenem Artikel angedeutete Broschüre gegen den Kaiser verbreitet sich Rautenstrauch in seiner Schrift: „Wie lange noch?" (man sehe den vorstehenden Artikel) wie folgt:

Am 10. März dieses Jahres 1786 ward zu Wien der bekannte Dieb und Mörder Z . . . hingerichtet. Da jede auffallende Begebenheit, zumahl wenn sie Gelegenheit darbiethet, über den Kaiser loszuziehen, dem Großhändler Wucherer willkommen ist; so griff er um so schneller und gieriger nach einem Manuscript, das, so wie viele andere gewiß nie verfaßt worden wäre, wenn der Autor nicht darauf hätte rechnen können, es bey ihm anzubringen. Es ward in Kurzem der Censur gedruckt übergeben, unter der Aufschrift: Beweis, daß Zahlheim als ein Opfer der Unwissenheit seiner Richter und durch Gewalt des Stärkern hingerichtet worden. Von einem Menschen. Gedruckt in Ottahaite, (d. i. hinter dem Johannesspital auf der Landstraße).

Diese Schrift war ihres Verlegers und seinen bekannten Gesinnungen vollkommen würdig. Sie ist mit dem

Motto versehen: Die Gewalt des Fürsten muß kein Messer in der Hand des Kindes werden. Sie sollte, wie die Vorrede an den Leser unter andern sagt, die Zukunft vor Auftritten sichern, die Natur- und Gesellschaftsrechte in leere Grillen der Vorzeit umwandeln. Wir erfahren aus der Einleitung derselben, wie es der Verfasser nach all seinen Kräften verhüten will, daß eine Gewalt, welche die sinkende Menschheit zur traurigen Nothwendigkeit gemacht, von Menschen, nicht von Barbaren 2c. daß sie nicht nach Eigendünkel, oder nach der guten und bösen Laune, worin man sich eben befand, verwaltet werde.

Alles, was man von dieser Schrift Vortheilhaftes sagen kann, ist dieß, daß die Schreibart derselben rein, fließend und körnigt ist. Daß aber darin rechtlich erörtert und erwiesen seyn soll, als hätte man diesen Verbrecher, wie es S. 77 heißt, wider alles Recht der Natur und der Gesellschaft zur Richtstätte geschleppt, dieß kann nur ein Jurist behaupten, der für Wucherer schreibt.

So wie dieser das Factum vorgetragen und dargelegt hat, so will er daraus nichts geringeres erproben, als daß der ganze verübte Diebstahl und Mord dieses Übelthäters nur eine Folge seiner Umstände war, nach denen er gerade so handeln mußte, und also nicht die mindeste moralische Freyheit hatte, sein Vergehen zu unterlassen. Ein sauberer Grundsatz, der um so schnöder ist, je mehr er zu beweisen sich bemüht, daß man, den Umständen nach, sogar berechtigt sey, ein Bösewicht zu werden, nur um dasjenige nicht entbehren zu müssen, was das Leben schmackhaft machen kann; denn er sagt: „Jeder Mensch ist unglücklich, wenn er den Besitz desjenigen nicht hat, was sein Verstand für ein Gut erkennt. Wer in einen ge-

mästeteten Kapaun seine Glückseligkeit setzt, und ihn nicht hat, ist nicht glücklicher als jener, der vergebens nach einer Krone hinstrebt.“ Mithin ist die Schlußfolge deutlich, daß man alles darf, was die Leidenschaften befriedigen kann. Nicht so? Wucherer wenigstens, den die Leidenschaft des Geldgeizes beseelt, hegt sicher ähnliche Grundsätze.

Wäre diese Schrift nur eine Abhandlung des aufgestellten Gegenstandes, bliebe sie bloß bey demselben, so möchte sie noch hingehen. Aber die unter das Stückweise eingeschaltete Urtheil angebrachten infamen Noten verrathen eine ganz andere Absicht. Man höre den Schluß der Note zum 10. §.

„Endlich ist das Wort Dankbarkeit, Dank sey es unserm philosophischen Jahrhunderte! ein Schall dem kein Begriff mehr entspricht; ein Wort, das man längst unter die aus dem Werth gekommenen gesetzt haben sollte. Wer wird jetzt noch, wenn er seinen Nutzen durch des andern Schaden befördern kann, erst lange griesgramen, ob er diesem Menschen Dank schuldig ist? — — Das sind lächerliche Chimären, denen das Dunkel der unaufgeklärten Vorzeit Gewicht gab. Der Undank ist mit der Wohlthätigkeit eben so, möcht' ich sagen, verbunden, wie die Wirkung mit ihrer Ursache; und wollte man jeden des Undankes wegen mit dem Tode strafen, so müßte das Menschengeschlecht um drey Theile vermindert werden! Selbst vor gekrönten Häuptern hat dieß Ungeheuer keine Ehrfurcht; es windet sich selbst bis über die Stufen des Thrones hinauf, und die Geschichte zeigt uns einen Monarchen, der Zahlheims That tausendfach an einem Volke zu thun entschlossen war, wenn anders der Krieg ein tau-

sendfacher Mord ist, an einem Volke, das seine Mutter mit Wohlthaten überhäufte, ohne die sein Thron auf schwankendem Grunde stehen dürfte. Daß die Umstände sich geändert, und der unüberlegte Schritt zurück gethan werden mußte, mindert weder den Undank, noch die Entschlossenheit zum Morden!“

Gesagt und geschrieben zu Wien, im März 1786, und gedruckt und verlegt von Georg Philipp Wucherer, k. k. privilegirtem Groß- und Buchhändler, im Seizerhof unter den Tuchlauben.

Gedruckt und verlegt, sage ich; er trete auf, und spreche Nein! er läugne, wenn er kann, seine Lettern, sein Papier, seinen Verschleiß, trotz des Verboths! Würde von ihm das Censurverboth nicht als ein alberner Popanz angesehen und behandelt, wie hätte er in kurzer Zeit eine zweyte Auflage davon machen können, die sich von der ersten im Papier und durch den auf dem Titel befindlichen Druckfehler auszeichnet, da bey den Worten: Von einem Menschen, statt dem V ein B stehet?

## 40.

# Details über das Freymaurerwesen unter Kaiser Joseph.

Mit Beziehung auf den Artikel: „Der Kaiser und die Freymaurer," im ersten Bändchen, S. 42 und folg. geben wir nachstehend einige Einzelnheiten, wobey es dienlich seyn wird, jenen Artikel damit zu vergleichen, wiewohl sie für sich ganz selbstständig sind.

### 1. Von den Maurerlogen ꝛc. ꝛc. in Wien.

(Aus den Briefen eines Biedermannes an einen Biedermann.)

Dritter Brief.

Wien den — —

Ich habe in meinem letzten Schreiben an Sie ein Hauptmotiv vergessen, wegen welchem sich so viele Unheilige den hiesigen Logen zudrängen. Es sind die Geheimnisse, derer Aufschluß sie in unserm Schoße erwarten. Einige bilden sich ein, daß wir Gold machen können — andere schreiben uns das Arcanum einer Lebenstinctur zu, durch die wir unser Leben Jahrhunderte hinaus verlängern, wenn sie gleich die tägliche Erfahrung überzeugen soll, daß wir, wie die gewöhnlichen Menschen

dahin sterben. Viele lassen sich es wohl auch nicht aus dem Kopfe bringen, daß wir die höheren Geister beschwören können, und daß uns alle verborgenen Schätze zu Gebothe stehen, wenn sie auch gleich wieder mit Augen sehen, daß ein großer Theil der Wiener Freymaurer eher Geldjuden, als Geister beschwören müssen, und daß einige von ihnen nicht in gewisse Verlegenheiten gekommen wären, wenn sie über verborgene Schätze zu gebiethen gehabt hätten.

Ich muß es zwar den hiesigen Logen nachsagen, daß sie es jedem, sogar vor der Aufnahme sagen, und versichern, daß sie keine Geheimnisse besitzen. Allein wie wenig sie diesen Worten glauben, können Sie, liebster Freund, daraus abnehmen, daß es in jeder Loge Goldmacher, Geisterbeschwörer und sogar Schatzgräber gibt. Ich habe es auch aus dem Munde eines Buchhändlers, daß mystische Bücher, und theophrastischer, schon zur Maculatur gewordener Unsinn, nun seine gangbarsten Artikel seyn.

Doch Sie dürfen ja nur die Bücherverzeichnisse in der Wienerzeitung (wenn anders von dieser letzten aller Zeitungen ein Blatt zu Ihnen kommt) durchblättern, um den Geist der jetzigen Wienerfreymaurer kennen zu lernen. Und wer glauben Sie wohl, bester Freund, daß sich am meisten mit diesen Wissenschaften abgebe? Leute, die nicht einmal das A B C der Chemie wissen —

Sie könnten sich unmöglich des Lachens enthalten, wenn sie diese Leute in einer aus mystischen, größtentheils übel angebrachten Ausdrücken, zusammgeflickten Sprache über die Alchemie reden hörten. Nach ihrem Vorgeben ist das Ding so klar, daß man sich nur hinsetzen, und Gold machen darf. Es gibt aber nicht bloß

Thoren, sondern auch Betrüger unter ihnen, die ich fast wirkliche Goldmacher nennen möchte, weil sie sich auf Kosten der Leichtgläubigen zu bereichern wissen.

Sie werden sich wundern, daß die hiesige mit Recht berühmte Polizey nicht aufmerksam auf diesen Unfug werde? Ich wunderte mich selbst, bis ich hörte, daß die Logen hier nicht so viel tolerirt, als ignorirt würden — und so ergibt sich ja die Folge von selbst, daß man auch die Handlungen dieser Leute ignoriren müsse, wenn gleich die übrige profane Welt nicht ignoriret, daß dieser oder jener vorhin brave Mann durch das unselige Laboriren und einen übelverstandenen Freymaurergeist an den Bettelstab und wohl auch in das Gefängniß gekommen ist.

Freylich ist es eine der vorzüglichsten Beschäftigungen unsers Ordens, den Urkräften der Natur nachzuspüren; allein dazu gehören Kenntnisse, die man nicht am Spieltische, im Casino oder im Bordell erlanget.

Wir haben sehr oft über das Goldmachen zusammen gesprochen, und Sie kennen beyläufig meine Gedanken hierüber. Ich gebe zwar zu, daß ein geschickter Scheidekünstler aus verschiedenen Körpern Gold herausziehen könne: aber unmöglich kann er die Bestandtheile dieser Körper, die nicht Gold sind, in Gold verwandeln; denn Gold bleibt von Ewigkeit zu Ewigkeit Gold, und Bley von Ewigkeit zu Ewigkeit Bley. Sie können sich also wohl vorstellen, wie lächerlich mir die Alchemisterey der hiesigen Maurer vorkommen müsse, da die meisten von ihnen den Verwandlungsproceß vornehmen.

Sie haben nun einen Hauptzweig von der hiesigen Bauart kennen gelernt, und müssen inzwischen vorlieb nehmen, bis ich Sie wieder über die hiesigen Logen unter-

halten kann. Mein Aufenthalt hier wird ohnehin noch von langer Dauer seyn. Sie wissen, daß mein Geschäft beym Reichshofrath anhängig ist, und so darf es Sie nicht Wunder nehmen, wenn Sie mich auch erst nach zehn Jahren wieder in meinem Vaterlande sehen sollten.

Ihre Nachricht, daß der vertriebene Professor Weishaupt nach Wien kommen werde, hat mir viele Freude gemacht. — Wird die Verfolgung gegen die würdigsten Männer nicht bald ein Ende bey uns nehmen?

---

## Sechster Brief.

Beym Bau des Thurms Babel verwirrte Gott die Sprachen, und beym Bau unsers Tempels verwirrten die Regenten durch ihre Duldung die Köpfe der Maurer vom Meister bis zum Lehrjung hinab. Wollen Sie sich überzeugen, so stellen Sie sich zum Beyspiele vor den Bau der Wienerlogen hin.

In der glücklichen Epoche unsers Ordens bauten alle Brüder nach einem gemeinschaftlichen Plane. Alle waren von einem und eben demselben Geiste durchdrungen und belebt. — Nun aber bildet sich jede Loge ein, daß sie bessere Arbeit mache als die andern; daher auch der Haß unter ihnen, von dem ich Ihnen in meinem zweyten Schreiben sagte; daher statt dem echten Maurergeist — der Logengeist — daher aber auch die elende Arbeit.

Der Haß aber zeigt sich nie deutlicher, als beym Ballotiren, wo schon manchem braven Manne Schwierigkeiten gemacht worden, weil er sich gerade in der Loge A und nicht in der Loge B wollte aufnehmen lassen; dafür aber ermangelte die Loge A bey Gelegenheit nicht, der Schwester B ebenfalls mit schwarzen Kugeln aufzuwarten.

Was aber bey diesem Partheygeiste die gute Sache verliere, und wie stark die Bruderliebe unter diesen Brüdern seyn müsse, können Sie sich nun selbst vorstellen.

Ich will Ihnen nun zum Beschluß von einigen Wienerlogen, die ich näher kennen lernte, eine flüchtige Schilderung machen; sie wird zum Beleg meines Urtheils dienen können.

Ich nenne Ihnen vor allen andern die Eintracht. Sie finden hier Wien's beste Köpfe beysammen: einen B—n, einen S—s, einen B—r, einen R—r *) und viel andere würdige Männer. Ihr Hauptverdienst besteht darin, daß sie den wissenschaftlichen Theil des Baues fleißig bearbeiten, und den Afterbau der übrigen Logen einzureißen suchen, wofür sie aber auch nicht wenig angefeindet werden.

Nur bedaure ich, daß sie manchmahl das Kind mit dem Bade verschütten, und in ihrem Eifer wesentliche Stücke unsers Ordens angreifen. — So machte S—s in einer schön geschriebenen Rede unsern Eid lächerlich, oder wollte wenigstens beweisen, daß es lächerlich sey, von Leuten, die nie etwas erfahren können, einen fürchterlichen Eid zu verlangen, daß sie nichts sagen wollen. Allein dieser große Redner bedachte nie, daß dieser Eid als Hieroglyphe einen wesentlichen Theil unsers Ordens ausmache.

So ist auch B—n in einer Abhandlung über die Nichtigkeit der Magie etwas zu weit gegangen; denn kennt der Mensch wohl alle Naturkräfte, und gibt es nicht Dinge in der Welt, vor denen, wie Lavater sagt, der größte Philosoph den Finger auf den Mund legen muß? Mein Urtheil überhaupt von dieser Loge ist, daß sie zwar aus vortreffli-

*) **Born, Sonnenfels, Blumauer, Retzer.**

chen und gelehrten Männern bestehe, daß ich aber nur einen einzigen ächten Mann unter ihnen kennen lernte.

Die gekrönte Hoffnung ist die älteste der hiesigen Logen, wenn man gleich keine Spur mehr vom alten Geiste in ihr antrifft. Sie bestehet größtentheils aus adelichen oder doch sehr bemittelten Gliedern. Sie kennen ja die Ursachen, warum es der Adel so hart mit der Wahrheit halten könne, und werden also wohl muthmassen, wie hier gearbeitet werde. Diese Loge hat gegenwärtig einen jungen sehr galanten Cavalier an ihrer Spitze.

Ein alter Maurer, der öfters bey ihren Festen erscheinet, versicherte mich, daß sämmtliche Brüder vortrefflich für den Bauch bauen, wenn es gleich ein paar starke Alchymisten unter ihnen geben soll.

Die Josephsloge besteht abermahl größtentheils aus Adelichen, und gibt in Ansehung der Baumeister der gekrönten Hoffnung nicht viel nach. Die Hauptempfehlung zur Aufnahme, ist hier vorzüglich alter Adel und Geld. Ihre Glieder sehen auf die Brüder der übrigen Logen mit Verachtung herab; vermuthlich weil die ihrige die Josephsloge heißt.

Von den übrigen habe ich außer der Beständigkeit im Orient, noch keine so nahe kennen gelernt, daß ich ein unpartheyisches Urtheil fällen könnte.

Letztere zählt nur ein paar Cavaliere, und könnte daher bessere Arbeit machen, wenn nicht so viele brave Brüder schon gedeckt hätten, und wenn sie nicht ebenfalls vom Partheygeiste angesteckt wäre. In dieser Loge geht es sehr andächtig her, und es wird stark von Christus gesprochen. Ein gewisser F—l verfertigt Kantaten,

denen aber der Geist der Maurerey fehlt. — So hat sie auch einen gewissen B—l zum Bruder Redner, der mit der allerweisesten Miene in einer Minute hundert Betisen sagt. Diese Loge hat unter den übrigen große Feinde, und wenn ihre Arbeit gleich selbst nicht weit her ist, so sagen sie doch von dieser, daß sie schlecht arbeite.

Wenn mich nun also bey dieser Verfassung ein Freund fragte: in welche Loge er sich sollte aufnehmen lassen: so würde ich ungefähr so zu ihm sagen:

Suchen Sie durch die Maurerey Ihr zeitliches Glück zu machen, das heißt: sind Sie entweder ein Arzt, oder ein Künstler, oder ein Geldausleiher, oder (wenn es Sie nicht verdrießt) auch ein Kuppler, so sehen Sie bey der „gekrönten Hoffnung“ oder bey der „Josephsloge“ anzukommen. Sie können hier sicher Bekanntschaften machen, die Sie zu Ihrem Zwecke führen. Sind Sie ein Mann von der Welt, der gute Gesellschaft und ein Glas Wein liebt, oder dem überhaupt mehr um Zeitvertreib, als um den Zweck des Ordens zu thun ist, so können Sie ebenfalls bey besagten Logen Ihren Conto finden. Lieben Sie aber den Umgang mit Gelehrten, oder wollen Sie Ihre Kenntnisse in was immer für einem Fache erweitern, und endlich in Rücksicht auf Ihre Kenntnisse die hohe Gnade erlangen, an das Dienstjoch gespannt zu werden, so rathe ich Ihnen, bey der „Eintracht“ um die Aufnahme anzuhalten. Ist endlich Ihr Wunsch, recht fromm zu werden, oder haben Sie andere Anfälle von Hypochondrie, so weiß ich Ihnen keinen bessern Rath zu geben, als Sie lassen sich je eher je lieber bey der „Beständigkeit im Orient“ aufnehmen; nur bilden Sie Sich nicht ein, daß Sie (Sie mögen

wo immer aufgenommen werden) deswegen ein ächter Maurer sind.

Nehmen Sie einstweilen mit diesem Tableau der Wienerlogen vorlieb, und leben Sie wohl.

---

## 2. Critik des kaiserlichen Patents über das Maurerwesen.

(Drey Briefe über die neueste Maurer-Revolution.)

Den 18. des 12.

### Erster Brief.

Mein Bruder!

Die schreckbarsten Dinge sind oft darum nur schreckbar, weil sie unerwartet kommen. So kam gestern ein Patent zum Vorschein, das eine sehr schmeichelhafte Außenseite für die Maurerey hatte, aber im Grunde den unausbleiblichen Sturz derselben nach sich ziehen wird.

Unser ganzes System, mein Bruder, ist seiner Umschmelzung nahe! — Nahe? Es ist schon umgeschmolzen im Herzen derer, die sich Brüder nennen, und Brüdern zu befehlen sich anmassen.

Du siehst nun, mein Bruder, daß ich diesen Augenblick anführen muß, mich als Maurer zu zeigen, wenn ich noch ferner im Herzen ein ächter Maurer bleiben will.

Das Patent selbst, das ich dir hier beyschließe, ist für uns so nachtheilig nicht, als manche glauben wollen, obgleich der Anfang davon der ernsthaften Sprache einer majestätischen Gesetzgebung nicht zu sehr zu entsprechen scheint. Es heißt:

„Nachdem die sogenannten Freymaurer-Gesellschaften, deren Geheimnisse Seiner Majestät unbekannt sind, und

deren Gaukeleyen Allerhöchst Dieselbe auch nicht zu erfahren verlangen, u. s. w."

Wie kann man das, mein Bruder, Gaukeleyen nennen, was man nicht kennt, was man nicht zu kennen verlangt, was man am Ende nützlich, des allgemeinen Schutzes würdig findet?

Fürsten, Minister, Könige und Kaiser, große Gelehrte, große Künstler, und was im Auge des wahren Menschenfreundes noch mehr ist, edle Männer, Philosophen von der strengsten Ausübung ihrer Grundsätze waren solche Gaukler!

Durch diese Gaukler wurde die Armuth unterstützt, die Thräne des Elends abgetrocknet, Waisen erzogen, Talente gebildet, Künste und Wissenschaften empor gebracht, heilsame Plane angelegt, nützliche Vorschläge gemacht, und wenige Gesetze von der edlern, gemeinnützigern Art werden seit einer Zeit erschienen seyn, die nicht wenigstens mittelbar durch besondere dem Profanen noch unbekannte Wege von diesen Gauklern veranlaßt wurden.

Preßfreyheit, Toleranz, Reformirung der Religion u. s. w. was sind sie anders, als Werke dieser Gaukeley? Wo wäre das undankbare Österreich noch sonst, als in den Händen unheiliger Pfaffen, wenn diese Gaukler nicht schon seit vielen Jahren ihre Entwaffnung mit einer klugen, bewundernswürdigen Vorsicht vorbereitet hätten?

Gesetzgebung, du mußt dich an eine andere Sprache gewöhnen, wenn du im Herzen des freyen Menschen ehrwürdig bleiben willst!

Aber du wirst staunen mein Bruder, wenn ich dir sage, daß eben diejenigen, von denen wir alle mögliche Hülfe erwarteten, die wir mit einem zärtlichen, von Dank, Hochach-

tung, Ehrfurcht erfülltem Herzen im Brudernahmen als unsere Obern, unsere Väter erkannten, die ersten am Verderben der Maurerey arbeiten. Doch mein Bruder, politische Rücksichten müssen immer der Maurerey höchst nachtheilig seyn! Es war gefehlt, daß wir blind genug seyn konnten, jene, die Reichthum, Ansehen, Weltgröße hatten, mit Sternen, Orden und Titeln prahlten, zu den Hauptringen an der großen Kette unsers Bruderbundes zu machen. Nur Tugend und Weisheit können unauflösliche Bande flechten. Es ist lächerlich, die kleine, wie ein gelber Nebeldunst dahin schwindende Scheingröße zur Oberaufseherinn über Freye, Tugendhafte und Weise machen zu wollen. Der Große ist nie wahrer Bruder des Kleinern. Sein Herablächeln, seine Verneigungen, seine süßklingenden Worte sind weiter nichts, als eine täuschende Maske, in die er zur beliebigen Abwechslung seinen Stolz auf einige Augenblicke einzukleiden pflegt.

Aus solchen Leuten, doch nein, nicht aus lauter solchen, aber aus vielen solchen Leuten besteht unsere Landesloge; auch diese, da sie an Zahl und Gewicht die wenigen Edlen weit überstimmen, haben sich nun vereint, den vatikanischen Bannstrahl über das Schicksal der Maurerey mit inquisitorischer Entscheidung zu sprechen. Wir hätten es schon längst voraussehen sollen, und keiner sah es voraus, daß wir unter die Hände herrschsüchtiger Despoten gerathen sind.

Gleich nach Erscheinung der Verordnung erging von dem Landsgroßmeister ein Schreiben an sämmtliche Johanneslogen, daß am 20. des 12. von jeder Loge zwey mit unbedingter Vollmacht versehene Deputirte am bestimmten Ort Abends um fünf Uhr erscheinen, von dem nähmlichen

Tage an alle Maurerarbeiten eingestellt, den andern Tag darauf alle Acten und Schätze mit einem Siegel verschlossen werden sollen. Diese Befehle gingen voraus, und man berief die Brüder nicht, sich mit ihnen freundschaftlich zu berathschlagen, sondern ihnen weitere Befehle vorzulesen. Was sie aber heimlich, ohne zuvor eine gesetzmäßig zusammenberufene Versammlung zu halten, beschlossen, oder mit einer mehr denn herrschsüchtigen Mönchs-Kabale unter sich unterminirten, war

a) daß alle Johannes-Logen in Wien aufhören sollten,

b) daß zu den drey neuzuerrichtenden Logen von ihnen drey Großmeister bestimmt würden, denen dann frey stünde, ihre Beamten selbst zu wählen.

c) Daß die übrigen Brüder bey den nun schon stehenden Logen ansuchen, und ihre Aufnahme durch die gewöhnliche Ballote bestimmt werden müßte.

Das Patent konnte so was nicht zur Absicht haben, und was es eigentlich beschloß, macht in der Grundverfassung der Maurerey nichts besser und nichts schlechter. Denn wahren Brüdern ist es gleich viel, ob sie sich in diesem, oder jenem Orte versammeln, ob ihr Bund in wenig oder viel Classen untergetheilt ist, ob sie unter der Aufsicht dieses, oder jenes von ihnen gewählten Großmeisters ihre Maurerarbeiten beginnen. Aber herrschsüchtige Brüder ergriffen hier die gewünschte, und von ihnen selbst veranlaßte Gelegenheit, die ganze Maurerey in eine ihrem Stolze, ihrem Eigendünkel, ihren Privatabsichten entsprechendere Gestalt umzuformen. Unter allen Umständen durften sie's nie wagen zu gebiethen. Unter dem Vorwande, den landesfürstlichen Gesetzen zu gehorchen, gebothen sie nun.

Wozu hatten sie nöthig alle Johanneslogen eigenmächtig zu schließen? Seine Majestät wollten aus acht Logen drey haben. Wessen Sache ist es nun, die der Landes-Loge, oder der sämmtlichen Johanneslogen selbst, eine dem allerhöchsten Befehle gemässe Veränderung zu treffen? Würde dieses nicht freundschaftlicher, brüderlicher geschehen, wenn alle Logen, jede durch fünf oder sechs Deputirte, zusammentreten, und sich ohne Zwang, ohne Vorschriften, über ihre Vereinigung berathschlagen könnten?

Die drey Meister für die drey neuen Logen waren schon gewählt, weil man sich durch Erbettlung, Erschmeichlung, und Ertrotzung der Stimmen in den Stand zu setzen wußte, den schwächern Theil zu überstimmen. Man berief die Brüder zur Meisterwahl, und die Meister waren schon gewählt! Was heißt das anders, als etliche hundert Brüder nach Gutdünken an der Nase herumführen.

Die neuen drey Meister müssen also mit jenen eine gleiche Gesinnung haben, von denen sie gewählt worden; diese Meister wählen ihre Beamten, und können also auch nur solche wählen, die mit ihnen einer gleichen Gesinnung sind.

Die übrigen Brüder aber müssen erst bey diesen auf einem solchen Fuße stehenden Logen ansuchen, und ihre Einlassung oder Verwerfung hängt von der blinden Entscheidung der Ballote ab. O pfui! Brüder sollen bey Brüdern ansuchen, um für ihre Brüder erkannt zu werden. Sind wir Maurer nicht alle freye Maurer? Haben wir nicht immer, in brüderlichen Versammlungen ungetheilt alle Rechte der Freymaurerey ausgeübt, alle Vortheile dieser engen Verbindung genossen, die Bürde derselben mit un-

sern Beyträgen unterstützt? Hat uns nicht selbst die gesammte Maurerey bey unserer Einweihung mit einem hohen unverbrüchlichen Maurereide geschworen, mit uns einen Bund einzugehen, den kein Mensch, keine Macht, kein Verhängniß, kein Gott trennen kann? Was müssen diese Männer für Männer seyn, die mit hohen furchtbaren Eidschwüren, wie ein Kind mit seiner Puppe spielen können? — Und ihr, Brüder, wie sie, von ihnen selbst gut geheißen, anerkannt als solche von einer ganzen Maurerwelt, die wir vielleicht bisher thätigere Hände an dem wohlthätigen Plan unsers Tempelbaues angelegt, wir sollen nun erst ansuchen, bey diesen unbrüderlichen Brüdern, sollen, weil wir nicht denken, wie sie des Schimpfes zwischen Furcht und Hoffnung gewärtig seyn, durch Privatabsichten, durch Partheylichkeit, durch Cabale dieses oder jenes, unter dem Namen eines unächten Bruders ausgeschlossen, dem Vernünftigen zur Verachtung, dem Pöbel zum Hohngelächter bloßgestellt zu werden? Was wird dann die Maurerey anders seyn, als ein oligarchisches Despotencomplot, das jeden andern von sich entfernen wird, der entweder nicht klein genug ist, ihre Herrschsucht mit ähnlichen Gesinnungen zu unterstützen, oder nicht niedrig und entartet genug, ihr Sclave, ihr Speichellecker, ihr Vergötterer zu seyn. Kein edler Maurer wird sich je zu einem solchen alle Gefühle von Freyheit herabwürdigenden Schritt entschließen können! Aber der Fluch der gesammten Maurerey wird einst auf diesen Aufwieglern, diesen Zerstörern des heiligen Tempelbaues ruhen!

Sie sagen: um ihrem Unternehmen einen Anstrich von Verdienst zu geben: Dies sey das einzige Mittel, die Gesellschaft von so vielen unedlen Maurern zu reinigen. So gibt es unedle Maurer? Nun, wenn es solche gibt, wessen

Schuld ist es, als eure, daß ihr unwachsam, sorglos, für das Wohl der Maurerey kalt, und gleichgültig genug waret, Unedle als Brüder einzuweihen, oder unedlen, unverbesserlichen Brüdern die Thore unsers Tempels nicht bey Zeiten zu verschließen? Man wird euch Dank wissen, wenn ihr uns von solchen befreyet, sie sind keine Brüder, wie mancher verderblicher Anmaßer unter euch kein Bruder ist!

Aber nicht jeder Unedle ist unverbesserlich. Hier kann die Maurerey die Absichten ihrer Wohlthätigkeit im höchsten, glänzendsten Grade zeigen, hier kann sie ein Meisterstück, ein Wunderwerk verüben, wenn sie aus unwürdigen, würdige Brüder macht! Und wie oft gelang ihr dies nicht schon? Ich habe dieses Geständniß aus dem Munde manches Maurers, daß er seine Rückkehr zum Weg der Tugend und Rechtschaffenheit bloß den Ermahnungen, den Warnungen, den Zurechtweisungen, der sanften nachgiebigen Langmuth, den erbaulichen Beyspielen seiner Brüder zu danken habe. Wien selbst kann Männer mit Titeln, Sternen und Ordensbändern aufweisen, die Verschwender, Taugenichtse, Ausschweifer, die Schande ihrer Familie, Greuel ihres Bundes waren, und die nun durch die heiligen, an's Herz greifenden, mit der Unwiderstehlichkeit eines Zaubers alles an sich reißenden Sittenlehren der Maurerey edle, menschenfreundliche Männer, brauchbar für den Staat, und groß für die Gesellschaft geworden sind!

Doch genug für heut, meine Gefühle sind in Empörung! Leb wohl! und nimm Antheil am Schicksale deiner Brüder. Ich bin durch die geheiligte Zahl

Dein u. s. w.

## Zweyter Brief.

Den 19. des 12. Abends.

Mein Bruder!

Die gute Sache ist noch nicht so ganz verloren, als ich sie im Taumel des Schreckens für verloren hielt. Es gibt noch Männer von Gewicht, denen das Schicksal der Maurerey am Herzen liegt, und die entschlossen sind, mit einem gestählten Muthe, mit der Herzhaftigkeit eines Löwen alle Kräfte der Möglichkeit aufzubiethen, und dem allgemeinen Verderbnisse entgegen zu arbeiten! Es hat ihnen schon gelungen, manchem getäuschten Bruder die Augen zu öffnen, und ihn von der Parthey der Despoten wegzuziehen, und so können sie, wo nicht auf die Mehrheit, wenigst auf das Gleichgewicht der Stimmen sichere Rechnung machen.

Morgen also treten unter den entgegengesetztesten Meinungen zwey Partheyen zusammen, und vom Siege der einen, oder der andern hängt vielleicht auch die Zukunft eines ganzen Menschengeschlechtes, das Wohl, oder das Verderben der Maurerey in Österreich ab! Jeder Menschenfreund zittert mit bangem Angstgefühl der Entscheidung dieser entsetzlichen Stunde entgegen. Morgen auf den Abend ein mehreres!

## Dritter Brief.

Den 20. des 12. Abends.

Mein Bruder!

Die gute Sache siegte, und wenn zugleich die Feinde der guten Sache demüthigen auch siegen heißt, so siegte

sie doppelt. Einer von ihnen, der vielleicht hier eine besonders große, und glänzende Rolle zu spielen hoffte, mußte wider seine Erwartung die erbärmlichste von der Welt spielen, denn er wurde gleich anfangs durch Exzeptionen, auf die er nicht vorbereitet war, in eine Lage versetzt, daß er, der alles allein sagen, anordnen, bestimmen, entscheiden wollte, durchaus nichts zu sagen, anzuordnen, zu bestimmen, zu entscheiden hatte.

Daß man die Landesloge hier nicht als Landesloge erkannte, weil der Grund ihrer Gewalt blos die Existenz der Johanneslogen ist, und also, da sie selbe eigenmächtig aufhob, sich selbst aufheben mußte, vereitelte auf einmahl ihr ganzes Cabalensystem.

Männer sprachen hier wie freye Maurer! mit dem warmen Antheil eines Menschenfreundes, mit der Heftigkeit eines beleidigten Gefühles, mit den Machtgründen einer vollen Überzeugung! Ich widerrufe hier, mein Bruder, was ich dir im ersten Briefe gesagt habe! Es traten hier Cavaliers auf, die sich als Maurer, als Brüder, als Freunde des Rechtes, und der Wahrheit in einer auffallenden Größe zeigten! Ohne sie, ohne das Gewicht ihres Ansehens würde die gute Sache wenig oder gar nichts gewonnen haben. Ich habe in meiner Heftigkeit oben beleidigend gesprochen. Ein Cavalier mit einem edlen Maurerherzen ist der Maurerey bey ihrer jetzigen Lage, da ihr's weniger, als sonst möglich ist, sich ganz von politischen Verhältnissen loszureissen, der unentbehrlichste Bruder! Nur werden durch diesen Zufall die Brüder klüger werden, und sich nie wieder der Leitung leichter, leerer, von jedem Thoren auf allen Seiten sich leiten lassenden Köpfe, oder einem stolzen, herabsehenden, eigendünkelnden, im Nebel seiner Phantasie blind, und

hungrig nach Größe und Ansehen haschenden Geiste anvertrauen.

Der erste Punct, alle Logen aufzuheben, war sogleich entschieden. Die sechzehn Deputirten der acht Logen traten zusammen, und vereinigten sich durch wechselseitige, freye Einverständnisse. Mit einer einzigen schien es eine Schwierigkeit zu haben, weil sie ohne Geräth, und zugleich mit einer Schuld von sechs hundert Gulden beladen war. Eine andere Loge trat ihr auf der Stelle ihre Geräthschaften als ein Schwestergeschenk ab, und ein edler Bruder war großmüthig genug, die sechshundert Gulden Schulden, ob er gleich nicht zur nämlichen Loge gehörte, auf sich zu nehmen. Die Vereinigung geschah nun so, daß zusammentraten

1) Die „drey Feuer“ und „die Wohlthätigkeit.“

2) „Die gekrönte Hoffnung,“ „St. Joseph“ und „die Beständigkeit.“

3) „Der Palmbaum,“ „die drey Adler“ und die „wahre Eintracht.“

Über den andern Punct, die aus dem Complotsgremium gewählten Großmeister sich aufdringen lassen zu müssen, war man eben so geschwind fertig, denn die drey vereinten Logen, „zur gekrönten Hoffnung,“ „zur Beständigkeit“ und zu „St. Joseph“ wählten sich auf der Stelle ihren Großmeister, und die Wahl fiel einstimmig auf einen Cavalier, der sich durch eifrige Verfechtung der guten Sache unvergeßliche Verdienste um die Maurerey erworben.

Der streitigste Punct von allen, war das Ansuchen der übrigen Brüder, und die Ballote, und über diese schändliche Forderung konnte man noch nicht ganz einig werden. Aber nie werden ächte Brüder zu einer so schimpf-

lichen Nachgiebigkeit gegen falsche Brüder sich herablassen können.

Man stellte der unbilligen Gegenparthey vor, daß es ungerecht, grausam, gesetzwidrig sey, daß Brüder von Brüdern so sollten behandelt werden. Man wolle, hieß es dagegen, den durch die Ballote ausgeschlossenen Brüdern erlauben, die Loge zu besuchen, nur können sie nicht als Mitglieder erkannt werden.

Auf diese Art, warf man wieder ein, würden Se. Majestät hintergangen werden, wenn selbe das Verzeichniß aller Brüder fordern sollten.

Man kann ja, gab einer zurück, eine doppelte Liste einreichen, nämlich eine der wirklich einverleibten, und eine andere der besuchenden Brüder. Diesen Vorschlag, mein Lieber, hatte ein Bruder die eiserne Unverschämtheit, im Angesichte so edler, würdiger, menschlichgesinnter Brüder zu machen. Was könnten da besuchende Brüder im Auge des Hofes, und der Stadt anders seyn, als für unwürdig erkannte, verstossene, an Ruf und Ehre gebrandmarkte Auswürfe einer Gesellschaft, von deren Menschlichkeit man von jeher so hohe, so heilige Begriffe hatte! Anmassungen, Gährungen, Mißhandlungen von innen sind unedel und verabscheuungswürdig. Aber was für einen Nahmen des Abscheues habe ich dafür, wenn ein Bruder eine ganze Stadt, was sag ich Stadt, ein Reich, halb Europa zum offenbaren Schauplatz der Unverträglichkeit, der Verfolgung, des Bruderhasses machen will!

Er könne sich nicht entschließen, setzte dieser nämlich hinzu, seinen Namen auf einer so zweydeutigen Liste eingeben zu lassen. — So streich deinen Namen aus, Unedler! der Maurer erkennt dich für keinen Bruder!

Du hörst es im Augenblicke auf zu seyn, indem der Höllengedanke in deine Seele fuhr, dieses Kabalengewebe anzuspinnen!

Man forderte ihn auf, die unwürdigen Brüder zu nennen, und versprach ihm Genugthuung. Da stand er nun in der erbärmlichen Nacktheit eines überraschten Verläumders, und konnte keine nennen!

Zwo von den neuen Logen waren gegen und eine für die Ballote. Und wenn es wahr ist, daß der stärkere Theil über den schwächern in einer so auffallend gerechten Sache ein Übergewicht vermag, so haben wir auch hierinn schon so viel, als gesiegt.

Die Brüder, welche sich mit besonderem Antheil für das Wohl ihrer Mitbrüder bewarben, sind Sonnenfels, Sauer, Karl Lichtenstein, Paar, Ellinger, Gemmingen, Le Noble, Linden u. s. w.

Aber noch immer fürchtete man, daß dadurch die Despoten noch nicht aufhören, gefährlich zu seyn, ihre Widersacher in einem Berichte an Seine Majestät herabzusetzen, und dadurch eine Vollmacht, die Einrichtung nach ihrem Gutdünken zu treffen, erschleichen werden.

Doch ich kenne unsern Kaiser zu gut, als daß ich dies befürchten sollte. Joseph glaubt keine einseitigen Berichte, indem ihm nur von der gesammten Deputation vollständige Berichte eingereicht werden können. Vielweniger wird er Eingriffe in eine ihrer innern Verfassung nach unschuldige, und nun von ihm selbst in Schutz genommene Gesellschaft machen wollen.

Am Schlusse dieses Briefes muß ich dir noch bekennen, daß ich mich schäme, mich seither zu einer Loge bekannt zu haben, die weil sie sich gelehrter dünkte, als die übrigen,

selbe zu beherrschen, ihnen Vorschriften zu machen, sie da und dort zu necken sich anmaßte, von der seit etlichen Jahren alle Unordnung, alles Unheil in der Maurerey herrührte. Mein Wunsch vereinigt sich mit dem allgemeinen Wunsch der ächten Maurer, daß diese Loge eine gelehrte Akademie bleiben, und die friedliche, in sich genügsame, ruhige Maurergesellschaft von Menschenfreunden, und Biedermännern für die Zukunft unangefochten lassen möchte.

Leb wohl. Ich bin rc.

---

### 3. Freymaurer Auto da fé Kratters.

Die lustige Geschichte, welche sich mit mir den zehnten März im Freymaurerkasino ereignete, ist ein mit besonderer Förmlichkeit über mich gehaltenes Auto da fé, so ziemlich nach dem Geschmack der spanischen Inquisitiongerichte. Sie wurde bereits durch die dabey anwesenden Freymaurer, welche mit viel brüderlicher Dienstfertigkeit Nachbarn und Nachbarinnen, Damen- und Männergesellschaften, volle Bier- und Weinschenken damit zu amusiren suchten, unter der zweydeutigsten Ruchbarkeit eines tausendfach verunstalteten Mährchens, zum Gespräch der ganzen Stadt. Ich bin als Mensch, als Bürger, als Verehrer, und Anhänger der ächten Freymaurerey schuldig, dem Publikum den ganzen Hergang der Sache mit gehöriger Umständlichkeit vorzulegen, weil ich keinen andern, und gewissern Weg kenne, meine angegriffene Ehre zu retten, als diesen!

Der hochwürdige Bruder B**n, Meister vom Stuhl, der s. e. neuen Loge zur Wahrheit, schrieb den 2. September 1785 an den Präsidenten der churfürstlichen Akademie der Wissenschaften in München, und begehrte von

ihm, seinen Nahmen aus dem Verzeichnisse der Mitglieder dieser Akademie wegzustreichen*) Da aber in einem Verlauf von zwey Monaten keine Antwort erfolgen wollte, so wandte er sich dessentwillen an den Kanzler des herzoglich-bayrischen Hofraths Freyherrn von Kreitmayer.

Will man voraussetzen, daß sich's Br. B**n zur besondern Ehre rechnen mußte, einst in dieser Akademie als Ehrenmitglied aufgenommen worden zu seyn, so konnte man, wenn er auch durch die traurigen Maurerangelegenheiten in Bayern veranlaßt werden wollte, dieser Ehre zu entsagen, von ihm wenigst keine andern, als freundliche, im Tone einer höflichen, bescheidenen Mässigung verfaßte, der empfangenen Ehrenbezeugung vollkommen entsprechende, besonders aber durch keine beleidigenden Anspielungen auf Ämter, Verordnungen und Verfassungen des Churfürstenthumes die fremden Staaten schuldige Achtung und Ehrfurcht verletzende Briefe erwarten.

Ich war nicht wenig betroffen, als ich diese im Journal für Freymaurer abgedruckte, und zugleich in mehreren Zeitungen bekannt gemachten Briefe las, und sie meiner Erwartung ganz entgegengesetzt fand.

Als ein erzogener Bayer, als Verehrer des Churfürsten, als ein besonderer Theilnehmer an dem kläglichen Schicksale der Akademie, durch das Urtheil so vieler würdiger und angesehener Männer in meiner Meinung bestätigt, glaubte ich berechtigt zu seyn, den Ein-

---

*) Diesem Beyspiele wollte A*x*nger rühmlichst nachfolgen, und sich, als P. Hald zum Dekan der philosophischen Fakultät ernannt wurde, aus der Liste der Doctoren der Weltweisheit ausstreichen lassen. Ob er's wirklich gethan, weis ich nicht!

druck, den diese Briefe, etwa auf den schwächern Theil des Publicums machen dürften, durch Anmerkungen, und Beleuchtungen entweder zu schwächen, oder ganz zu unterdrücken.

Wenn ich dem Br. B**n Bitterkeiten gesagt habe, so mag er mir's verzeihen, daß ich kühn genug war, mir hier in der Stimmung meines Tones durchgehends den Seinigen zum Muster genommen zu haben.

Indessen wäre es hier zur Unzeit, die Erscheinung einer Schrift vertheidigen zu wollen, die noch nicht erschienen ist, so sehr ich auch ihrer Erscheinung mit banger, unruhiger Erwartung entgegen sehe.

Ich weis nicht, was für ein unseliges Mißgeschick mich an den Biedermann Hartl adreßiren mußte. Ich schickte ihm mein Manuscript durch die kleine Post, und forderte, weil es doch gewöhnlich ist, etwas für seine Arbeit zu fordern, das mäßigste Honorarium von der Welt; indem mir nicht so sehr am Gelde, als an der Erscheinung des Manuscriptes gelegen war.

Ich setzte einem beygelegten Briefe folgende Bedingnisse:

Wenn Hartl das Manuscript zu verlegen Schwierigkeiten finden sollte, selbes ohne Verzug den andern Tag unter der Adreße: An Ignaz Berger, auf der kleinen Post abzugeben.

Sollte Hartl das Manuscript verlegen, mir selbes sammt meinem Briefe nach vollendetem Drucke, unter der nämlichen Adresse zurückschicken.

Und weil ich zugleich hinzufügte, daß ich durch mein Manuscript nicht gerne Muthmassungen gegen mich, oder

einen andern veranlassen möchte, so verstand sich's von selbst, selbes in keine fremden Hände geben zu dürfen.

Ein Manuscript, das noch nicht gedruckt ist, das man einem Manne anvertraut, den man für ehrlich hält, das man ihm nur unter gewissen Bedingnissen überlassen will, ist ein Geheimniß, ein unverletzbares Heiligthum, so gut, als ein verschlossener Brief. Und wer ein solches Manuscript mißbraucht, hat nicht weniger einen Schurkenstreich begangen, als wenn er selbes dem Verfasser räuberischer Weise aus dem gewaltsam erbrochenen Pulte gestohlen hätte.

Und was that Hartl?

Er lief geraden Wegs mit meinem Manuscripte zu Br. B**n, und beging damit einen schändlichen Verrath.

Eine Schrift, die gerade gegen Br. B**n gerichtet war, die dem Geiste seiner Philosophie wenig Ehre machen mußte, auffangen, sie etwa gar unterdrücken, und was nicht weniger wichtig seyn mußte, vielleicht zugleich den verwünschten Verfasser der Briefe über die neueste Maurerrevolution in Wien, nach so vielem mühsamen, fruchtlosen Nachforschen entdecken zu können, das war für ihn auf einmahl zu schön, zu willkommen, zu überraschend, als daß er erst bedenken sollte, ob man das, was man thun wollte, mit Billigkeit, mit Recht mit Ehre thun konnte, ob man dadurch nicht widerrechtliche Eingriffe in das Eigenthum des Verfassers mache, ob man sich nicht durch Auffangung eines zum Drucke bestimmten Manuscripts an den Gerechtsamen einer löblichen k. k. Censur versündige.

Br. B**n also hielt das Manuscript zurück, schickte das verlangte Honorarium durch Hartl auf die kleine Post,

und ließ zugleich seinen Lakey, der nun bey ihm bis zum Stufenmäkler avancirte, bey selbiger spioniren, wer das Geld abhohlen würde? — Der es abhohlte, war ich selbst.

Man wende mir nicht ein, Hartl sey durch Bezahlung des Preises Eigenthümer des Manuscriptes geworden; denn Er hat es nicht gekauft, sondern Br. B**n, wie er in der Folge selbst gestand.

Aber wenn auch Hartl selbiges gekauft hätte, so würde er durch bloße Bezahlung doch nicht Eigenthümer geworden seyn, weil erst die damit verflochtenen, ausdrücklichen, wesentlichen Bedingnisse, die hier unerfüllt blieben, die Giltigkeit des Contractes bestimmen.

Und wenn auch Hartl Eigenthümer des Manuscriptes geworden wäre, so hätte ihn kein verzehnfachter Preis berechtigen können, dasselbe zum Nachtheil des Verfassers zu gebrauchen, sonst dürfte mit einem gleichen Rechte der Giftmischer, weil er durch förmlichen Kauf Herr des Giftes geworden, den Verkäufer vergiften.

Aber, wie gesagt, Hartl war nicht Eigenthümer, und Br. B**n konnte es nie werden. Denn ich both das Manuscript einem Verleger an. Es durfte vermöge der Bedingung unter keine fremden Hände gegeben werden. Es war zum Drucke bestimmt. Zu einem andern Endzweck würde dem Verfasser nie eingefallen seyn, es feil zu biethen. Die Absicht des Käufers war der Absicht des Verkäufers entgegen. Aus entgegengesetzten Absichten kann kein Einverständniß, also auch kein Kauf, kein Contract entstehen. Ich muß also hier öffentlich mein Manuscript zurückfordern. Denn weil man das Geld, ohne eine Ausnahme zu machen, auf die kleine Post schickte, so war

das ein stillschweigendes Bekenntniß, die vorgelegten Bedingungen pünctlich erfüllen zu wollen! —

Noch den nämlichen Tag schickte Br. B**n um mich. Er muß mich für furchtsam gehalten haben, denn er bediente sich eines lügenhaften Vorwandes, mich um so sicherer in's Haus zu locken.*)

Ich erschien. Ein Freund und Knappe des Br. B**n kam, als man mich gemeldet, aus dessen Studierzimmer mit freundlichem Lächeln auf mich zu, drückte mir mit heftiger Empfindsamkeit die Hand, entschuldigte den Br. B**n, daß er mich heute nicht sprechen könne, und bath mich in seinem Nahmen, nächsten Freytag im Freymaurercasino sein Gast zu seyn. Ich ließ dem Br. B**n mein Compliment sagen, und nahm die höfliche Einladung mit gleicher Höflichkeit an.

Den andern Tag Abends traf mich besagter Freund und Knappe des Br. B**n im Casino an. Er eilte, so bald er mich erblickte, mit einer wichtigen, geheimnißvollen Miene auf mich zu, drückte mich bey der Hand, und sagte, Br. B**n habe vernommen, ich glaube, er halte mich für den Verfasser der Briefe über die neueste Maurerrevolution. Er lasse mich aber versichern, daß es dem nicht so sey. Ich erwiederte ihm, daß mir dies die angenehmste Nachricht

---

*) Ich will hier den Mann nicht nennen, der weil er meine Wohnung nicht wußte, zu einem gewissen Buchhändler ging, um mich zu Br. B**n zu bestellen; indem er vorgab, selbiger habe mir etwas zur Ausarbeitung zu übergeben. Ich schätze seine Eigenschaften, und Kenntnisse, und ersuche ihn brüderlich, sich nie wieder zu einem Geschäft von so niedriger, unanständiger Art gebrauchen zu lassen.

von der Welt wäre: indem mich das nicht nur einmal unruhig gemacht habe, für den Verfasser dieser Briefe gehalten zu werden. *)

War mir die höfliche Einladung zuvor gleichgültig, so mußte sie mir jetzt auf die vielbedeutende Versicherung des Br. B** verdächtig werden.

Der Freytag erschien. Die Hälfte der geladenen Gäste war schon versammelt, als ich kam. Eine Tafel für etliche dreyßig Personen stand in Bereitschaft. Einige, die sonst sehr freundlich mit mir sprachen, begegneten mir jetzt mit Zurückhaltung, mit Gleichgültigkeit, mit Kälte **).

---

*) Aber den Mann, um nichts von Wesentlichkeiten zu übergehen, muß ich hier nennen, der mir so freundlich lächelte, so brüderlich die Hände drückte, mich mit so viel Höflichkeit zum Gastmahl einlud, mir mit so viel Zuversichtlichkeit die Versicherung von Br. B**n brachte, und dieser Mann ist Weber, Ceremonienmeister der s. e. neuen Loge zur wahren Eintracht. Ich kann ihm in keinem Falle zu nahe treten. Denn entweder war er von der Sache unterrichtet, oder nicht. War er's, so schäm' er sich in seine Seele hinein, sich zu einem so schändlichen Lügenwerkzeug gebrauchen zu lassen. War er's nicht, so dank' ich ihm hier öffentlich für seine Höflichkeit. Im übrigen aber mag ers mit Br. B**n aufnehmen, daß er so wenig Achtung, und Rücksicht für einen Mann, einen Freymaurer, einen Beamten der k. k. Staatskanzley hat, ihn zu einem so schändlichen Lügenwerkzeug gebrauchen zu wollen.

**) Einer von denen soll einem andern Bruder, als er ihn den vorigen Tag zu diesem Gastmahl einlud, gesagt haben: Kommen Sie fein gewiß, wir haben eine Hetze!

Endlich kam auch Br. B**n, und mit ihm andere Männer von großem, sowohl maurerischen, als politischem Character. Ich machte dem Br. B**n meine Verneigung. Es kostete ihn Zwang, mir zu danken. Der Abstand des gegenwärtigen Empfanges von der ungemein höflichen Einladung war mir jetzt so unerklärbar nicht.

Man setzte sich zur Tafel. Der Stufenmäkler, der sich gegen mich zum Spion brauchen ließ, nahm mit Vorsatz an meiner Seite Platz.

Verstellungskunst ist wahrlich die Sache dieser Herren nicht, so sehr sie's auch in ihrer jetzigen kritischen Lage seyn sollte. Der Landesgroßmeister sah mich während der Tafel oft zu langen Minuten mit einem ununterbrochenen, wilden, Vorwürfe, Wuth und Rache sprühenden Blicke an. Mein ruhiger, kalter, unzerstörter Blick, womit ich ihm antwortete, hätte ihm sagen sollen: Ihr seyd die Männer nicht, vor denen ich zittern könnte!

Nach geendigter Tafel machte Br. B**n, als Meister vom Stuhl, einen Schlag. Sch! Sch! zischte es auf allen Seiten. Eine Stille von der furchtbarsten Feyerlichkeit war in einem Augenblicke hergestellt.

Man wollte nun, wie man sogleich sehen wird, jene bekannte Scene aus Clavigo produciren; aber zum Unglücke hatte man an mir keinen Clavigo, wie man ihn gerne haben möchte, und die Herren Beaumarchais spielten ihre Rollen bis zur tiradenmäßigsten Erbärmlichkeit.

Meine Brüder, fing Br. B**n an, wir sind von jeher gewohnt, unsere Maurermahle mit philosophischen Berathschlagungen zu schließen. Das wenigste, was ich hier erwartete, war eine Rede philosophischen Inhalts. Aber Br. B**n machte sogleich eine ziemlich unrednerische Transgreßion auf

seine zwey Briefe, die er nach München geschrieben, um aus der Liste der Academiker ausgestrichen zu werden, zog mein aufgefangenes Manuscript aus der Tasche, und las mit besonderer Auswahl einige Bruchstücke aus meinen zur Erläuterung seiner Briefe hinzugefügten Noten.

Br. B**n hätte hier mit mehr maurerischer Aufrichtigkeit zu Werke gehen, und seine Briefe, und meine Noten ganz im gehörigen Zusammenhange lesen sollen. Aber von seinen Briefen las er kein Wort. Sie waren hier der Text. Noten ohne Text haben meistens einen schiefen, verkehrten, den zweydeutigsten Auslegungen unterworfenen, selten mit der Absicht des Verfassers übereinstimmenden Verstand. Zudem ließ Br. B**n ganz wichtige Stellen aus, die auch ohne Text einen ziemlich lauten, bestimmten Verstand gehabt hätten, und die hier vorzüglich verdienten gelesen zu werden.

Ich saß ruhig und unbetroffen, so wenig gewiß ich auch seyn könnte, in was für einer Gesellschaft ich mich befinde.

Der Landesgroßmeister brach während der Vorlesung etlichemahl in eine Art von Wuth, und von dieser in die niedrigsten, ihn in dieser Lage tief zur Classe gemeiner Leute herabwürdigenden Beschimpfungen aus, drohte mit Prügeln, und warf mit, Gott weiß! was für Gewaltthätigkeiten um sich.

Das alles mußte mich angehen. Meine Verfassung war die nähmliche. Ich faßte ihn mit seinem ganzen Gebärdenspiele ins Gesicht, und es war ganz gewiß von allen seinen gegenwärtigen Freunden und Günstlingen Keiner, der ihn so herzlich bedauerte, als ich, sein vermeinter Feind ihn in diesem Augenblicke bedauern mußte.

Bruder B**n versicherte nun, daß ihm kein Zweifel übrig bleibe, im Verfasser des aufgefangenen Manuscriptes auch den Verfasser der Briefe über die neueste Maurerrevolution zu entdecken, und legte der Gesellschaft zwey Puncte zur philosophischen Berathschlagung vor, nämlich:

Den Verfasser ausfindig machen, und dann

zu beschließen, was man mit dem ausfindig gemachten Verfasser anfangen wolle.

Er sammelte die Stimmen für die Entscheidung des ersten Punctes. Da und dort war man so witzig, sehr saubere Sächelchen in Vorschlag zu bringen. Es kam sogar die Polizey mit aufs Tapet. Endlich traf auch mich die Reihe.

Man hoffte wenigstens, mich dadurch in einen besonders kritischen Augenblick zu versetzen. Meine Antwort war: Hochwürdiger Großmeister! Ich dank' Ihnen für Ihre Einladung. Da ich aber von Ihrer Verbindung nicht bin, so kann ich hier keine Stimme haben.

Ganz gewiß das Natürlichste, was ich hier sagen konnte, aber zugleich auch lange nicht das, was man von mir erwartete.

Was indessen vor sich ging, war nichts mehr und nicht weniger, als eine **Figura suspensionis.**

Meine Brüder, fuhr Br. B**n mit einer Miene der ersten Staatswichtigkeit fort, wir haben auch den Verfasser schon entdeckt. Pause! Er ist sogar unter uns. Pause! Er hat mit dem Meister in die Schüssel getaucht*). Pause! und dieser ist (mit dem Finger auf mich deutend) Bruder Kratter!

---

*) Dieser Mann wird doch seine Eigenmächtigkeiten nicht so weit treiben, sich zu meinem Meister aufwerfen zu wollen!

Wer um die Comödie wußte, stellte sich in diesem Augenblicke betroffen, und wer nichts wußte, war es wirklich. Nur ich blieb in der nämlichen glücklichen Verfassung, sah mit einem ruhigen Blicke wechselweise auf den Landesgroßmeister, und Br. B**n, veränderte nicht einmahl die Farbe im Gesichte, und hatte in einem Augenblicke Gegenwart des Geistes genug, einzusehen, daß mir hier läugnen unendlich zuträglicher seyn mußte, als gestehen. Denn ich erinnerte mich, daß kurz zuvor sehr ernsthaft von fünfzig Prügeln gesprochen wurde. Der Landesgroßmeister schimpfte jetzt mit ungleich größerer Ereiferung auf mich los. Man hatte mich meuchelmörderischer Weise in diese Gesellschaft gelockt. Sechs handfeste dienende Brüder standen nicht weit hinter mir. Ich wußte nicht, war ein Einziger unter dieser Gesellschaft, der ein solches Verfahren mißbilligte. Wer garantirte mir, daß nicht am Ende die philosophischen Berathschlagungen der Herren Brüder mir auf dem Rücken herum tanzen würden?

Ich läugnete also, und wer verdenkt mir's daß ich da noch läugnete, als man mich mit meinem wackern Nachbar constituirte. Einen Schritt außer der Thüre würde ich ohne Anstand bekannt haben.

Ich warf im Angesichte der ganzen Versammlung dem Br. B**n vor, daß er mich unter der Versicherung, er halte mich nicht für den Verfasser der Briefe über die neueste Maurerrevolution, habe einladen lassen. Ja, sagte der edle Maurer, das that ich nur, um Sie um so sicherer hieher zu kriegen.

Der Landesgroßmeister drohte mir nun sogar, mich um meine Bedienstung zu bringen. Freilich nur eine eitle, aber immer eines Maurers höchst unwürdige Drohung! Am

Ende wurde er im Eifer so vertraut, daß er mich mit Er betitelte. Um der Sache ein Ende zu machen, sagte ich mit Bedeutung: Ich bin kein ***Er! nahm Hut und Mantel, und empfahl mich der brüderlichen Gesellschaft. Ein lautes, für die Herren in der That sehr rühmliches Händeklatschen folgte mir nach.

Dieß ist die offenherzige, ungeheuchelte Erzählung des ganzen Herganges mit allen zur Sache gehörigen Umständen. Und nun ein paar Anwendungen davon.

Ich frage hier jeden Mann von Ehre, Gefühl und Menschlichkeit, ob dieses ein Betragen ist, das man Freymaurern, Männern von Ansehen und Character, zu den bessern Zeiten der Duldung und Aufklärung, in einem polizirten Staate zutrauen sollte?

Man belog mich, lockte mich betrügerischer Weise, unter dem Scheine der friedfertigsten Gesinnungen zu einem Maurermahle, in eine vornehme, zahlreiche Gesellschaft, um mich da in die Enge zu treiben, mich mit Grobheiten, Sotisen, Beschimpfungen, Infamien zu überhäufen! — Pfui! sind das Männer, Freymaurer, Brüder?

Die menschlichen Rechte der Gastfreyheit waren von jeher dem Deutschen heilig, und unverletzbar! Erst zu unsern Zeiten mußten sie von Freymaurern auf die verabscheuungswürdigste Art geschändet werden!

Und was für Rechte hatten denn diese Herren an mich?

Vielleicht weil sie mich für den Verfasser der Briefe über die neueste Maurerrevolution halten? — Aber sind sie dessen gewiß? Und wenn sie's auch wären? — Diese Briefe sind auf allerhöchste Bewilligung erschienen. Enthalten sie Wahrheit, was können da die Herren anders,

als schweigen, und sich schämen? Enthalten sie Lügen, warum widerlegen sie selbe nicht? Es lohnt sich doch immer der Mühe, eine so fatale, bereits im Besitze eines allgemeinen Credits stehende, der neuen Verfassung eines ganzen Ordens so nahe tretende Schrift zu widerlegen!

Oder weil ich der Verfasser der Anmerkungen zu den Briefen des Br. B**n bin? — Sie existiren noch bloß im Manuscripte. Es hing noch immer von der k. k. Censur ab, die ich nicht hinterschleichen wollte, wie mein Brief an Hartl beweist, ob sie erscheinen dürfen oder nicht.

Oder weil ich Freymaurer bin? — Aber ich bin ja nicht Mitglied ihrer Loge. Ich bin mit meinen Brüdern bey der neuen Revolution ganz vom hiesigen Maurerzusammenhange ausgetreten, und erklärte mich an meine Brüder, noch ehe wir von einander gegangen sind, daß ich die jetzige Verbindung nie für ächte Freymaurerey erkennen werde, weil man in ihr ganz von der Grundfassung einer freyen Gesellschaft abgegangen ist.

Ich stehe auch sonst mit keinem von der neuen Loge zur Wahrheit in irgend einem freundschaftlichen, oder bürgerlichen Verhältnisse *). Wohl aber genieße ich unter

*) Es sind Lügen, was man hier, Gott weiß! aus was für Absichten zum Nachtheile meines Characters aussprengt, nähmlich ich habe bey der Loge zur Wahrheit angesucht, als Mitglied derselben aufgenommen zu werden.

Von der Loge zu St. Joseph, deren Mitglied zu seyn ich das Vergnügen hatte, ist bis jetzt noch kein einziger Bruder zum neuen System übergetreten. Und ich erklärte mich immer, daß ich, wenn es auch an ein Übertreten gehen sollte, mich kaum entschließen werde, dabey der letzte zu seyn.

dem wohlthätigen Schutze des Staates mit jedem Bürger gleiche Vorrechte, gegen Privatmißhandlungen gesichert zu seyn.

Aber man hat mich sogar an einem Orte mißhandelt, der für nichts mehr und nichts weniger, als für einen Gasthof anzusehen ist, zu dem ich mit jedem andern gleiche Beyträge machte, den ich mit Anschaffung der besten Journale von Deutschland bereicherte, um das Vergnügen der da versammelten Brüder angenehmer, ihre Unterhaltungen lehrreicher, und mannigfaltiger zu machen.

Man überhäufte mich da mit den entehrendsten Beschimpfungen! — Man trete auf, man überweise mich in meiner Moralität einer unehrlichen Handlung, eines schlechten Streiches, eines niedrigen Bubenstückes! — Meine öconomischen Umstände sind in Ordnung. Ich begegne dem mit Achtung, dem Achtung gebührt. Meine Freunde kennen, und lieben mich. Ich habe mich noch nie

---

Ich wäre noch vor der Tafel zum Br. B**n gegangen, um ihm Abbitte zu thun.

Wie konnt ich das? die eigentliche Ursache des Br. B**n, die ihn verleitete, mich zur Tafel zu laden, war mir unbekannt.

Br. B**n habe mir Wohlthaten von Erheblichkeit erwiesen. Ich hätte also undankbar an ihm gehandelt.

Ich war ein einzigesmahl, und das ungefähr vor sechs Monathen, eines gleichgültigen Auftrages wegen bey ihm. Mein Besuch dauerte kaum eine Minute. Ich hab ihn seitdem, bis auf den furchtbaren Augenblick des Ketzergerichtes, nicht mehr gesehen, auch seine Bekanntschaft nie gesucht. Wie mir überhaupt kein Mensch sagen kann, daß ich mich ihm aufgedrungen habe.

in nachtheilige Verbindungen eingelassen, keinen Sektirgeist in mir genährt, mich von keinem zu Pasquillen gegen würdige Männer aufhetzen lassen, keinem Despoten den Sclaven, den Speichellecker, den Achselträger gemacht. Ich habe noch kein Zutrauen mit Cabale, keine Wohlthätigkeit mit Undank, keine Freundschaft mit Verrath erwiedert!!

Ich erinnere mich, daß man mich unter andern Beschimpfungen einen Pasquillanten nannte. Wenn mein aufgefangenes Manuscript einmahl gedruckt ist, so mag das Publicum entscheiden, ob es Pasquill sey oder nicht! — Aber wenn vielleicht gar unter uns so mancher Pasquillant gesessen wäre? — Wenn der Verfasser der elenden, die edelsten Absichten, das würdigste Verdienst verhöhnenden Verseley: Die Musen in Wien auf dem Salzgries im Hanswurstischen Hause *), der Verfasser einer gewis-

*) Verfasser dieses meisterhaften Productes soll A*x**ger, der zugleich den Ausschuß und die Universität mit Sächelchen ähnlichen Witzes schon becomplimentirte, seyn. Es wurde in Br. B**ns Wohnung in einer gewissen Versammlung vorgelesen, und diese Versammlung gibt uns schon dadurch sehr hohe Begriffe von sich, daß sie eine elende, auf allen Seiten nichts, als Schmähsucht, Entehrung und Unbilden zur Absicht habende Pasquillanterey gutheißen konnte.

Was ist Sonnenfels für ein Mann? und was sind diese Leute, die Ihn lächerlich machen wollten? — Wer wird in Sonnenfels auch dann noch den Mann vom vorzüglichsten Verdienste, den unvergeßlichen Reformirer des Nationalschauspieles, den muthvollen, standhaften Entgegenarbeiter aller seinen edlen Unternehmungen entgegen-

sen ruchlosen, Staats- und Souveränitätsrechte schänderischen Possenreisserey, und dann ein gewisser Veranlasser

---

gesetzten Hindernisse, den Freund, den Kenner und Beförderer der schönen Künste, den unermüdsamen Verbreiter der Wissenschaften und Kenntnisse in Österreich, den großen Statistiker, den angenehmen, freymüthigen Professor, den beneidenswerthen, bewunderten Schriftsteller, den Bürger und Menschenfreund verkennen, wenn auch tausend schmähsüchtige Sudler complotiren, die Ehrensäule seines Ruhmes mit Unrath zu beklecksen.

Sonnenfels wollte den Grund zu einer gelehrten Academie legen. Verdienen so edle, auf den Staat so heilsamen Einfluß habende, vielleicht im Felde der Wissenschaften nach und nach eine neue Bahn brechende Absichten ausgehöhnt zu werden? Kann man sich eine ehrwürdigere Gesellschaft denken, als die Versammlung von Männern aus allen Fächern der Wissenschaften, die sich über wichtige Gegenstände berathschlagen, nützliche Plane entwerfen, neue Wahrheiten entdecken, sich wechselseitig durch rühmliche Nacheiferung zur Thätigkeit ermuntern?

Wozu verdiente der würdige rechtschaffene Retzer auf eine so schimpfliche Art behandelt zu werden? Seine Schriften, angenehme Früchte der wenigen Nebenstunden, die ihm seine häufigen Geschäfte gewähren, werden mit Antheil, mit Beyfall, mit Vergnügen gelesen. Das Ausland nennt ihn mit Achtung. Seine Auswahl der besten englischen Gedichte ist ein Beweis von seinen tief in das Heiligthum der Dichtkunst eingeweihten Kenntnissen. Ich habe schon mit viel rechtschaffenen Männern von ihm gesprochen, aber keiner war, der nicht seiner Gelehrsamkeit und der edlen Denkungsart seines Herzens gleiche Gerechtigkeit hätte wiederfahren lassen!

so manchen Pasquilles, so mancher Bänkelsängerey, so manchen Gassenhauers unter uns gewesen wäre *)?

---

Auch der vortreffliche Professor Mayer blieb nicht unbeleidigt. Dieser Mann war der erste, der auf die philosophische Kanzel in Wien eine gesunde, von allen Schlaken geläuterte Philosophie brachte. Er ist mit dem Geiste der Ältern und Neuern gleich stark bekannt. Er läßt von Jahr zu Jahr durch unermüdsame Verwendung des Systems seines Studiums zu einer vollkommern Gemeinnützigkeit heranreifen, er weiß durch Deutlichkeit in seinen Erklärungen, durch Überzeugung in seinen Beweisen, durch einen ächt und rein deklamirenden Vortrag, und eine faßliche, angenehme, wohlstylisirte Sprache den trockensten Gegenständen Anzüglichkeit und Leben zu geben, durch eine edle Kunst die Grundsätze der Philosophie auf Verstand und Herz und Sitte gleich anwendbar zu machen, sich der Aufmerksamkeit, des Zutrauens, der Seele seiner Schüler zu versichern. Er hat die gelehrte Welt mit Schriften von besonderer Gründlichkeit bereichert. Man kennt, und verehrt ihn als einen Mann von einer einfachen Lebensart, von strenger, tadelloser Sitte.

Man muthe mir nicht zu, ich schreibe das aus niederer Absicht, aus sklavischer Speichelleckerey. Ich habe keinen von diesen würdigen Männern persönlich gekannt, nie ihren Umgang gesucht, und ich bin ihnen in keinem Falle einen andern Dank schuldig, als den überhaupt das Publicum nützlichen, durch ihre Schriften Aufklärung, und Wahrheit verbreitenden Männern schuldig ist.

Das indessen vom Inhalte des saubern Heldengedichts. Nun noch etwas von Br. Weber, das so ziemlich hieher gehören mag. Man gab sich Mühe, das Pasquill Exjesuiten zu Last zu legen. Br. Weber leistete hierin vortrefflich

Man braucht hier nicht erst zu überlegen, ob ein solches Verfahren mit den Grundsätzen einer ächten Frey-

---

Dienste, posaunte die Sache an allen Orten und Ecken aus, borgte sogar von gewissen Leuten, die auf ihre Schandschriften fremde Nahmen setzen, einen glücklichen Einfall, und gab den Exjesuiten Hoffstätter für den Verfasser aus. Er sicherte sogar in diesem und jenem Hause, er habe irgendwo in einem Briefe Hoffstätters eigenhändiges Geständniß gelesen.

Was Weber bei dieser Gelegenheit seinem Geschmacke, seinem Freundschaftsgefühle, seinem Charakter für ein ausgezeichnetes Kompliment machte, ist nicht weniger merkwürdig. Um die Leute, die mehr, als blossen Verdacht auf A*x*ger et Comp. hatten, vom Gegentheile zu überzeugen, sagte er ihnen: glauben sies doch nicht! Ich kenne A*x*gern, er ist nicht im Stande, so was Solides und Kernhaftes zu schreiben!

Um eine Probe von der Solidität und Kernhaftigkeit dieses Produktes zu geben, will ich die ersten acht Verse hersetzen.

Singt salzgriesische Musen! denn von Pierien wurde
Euer heiliger Dienst hieher übergetragen, darum heißt ihr
Künftig statt Pierinnen Salzgrieserinnen; o singt uns
Unakademischem Pöbel die Wundergeschichte von eurer
Übersiedlung, worüber der tiefe Graben erstaunet,
Und am ferneren Hof die Fratschlerinnen, entzücket
Ob dem gelehrten Geruch, der über die Weintraube wallend
Sich verbreitete, auf von ihren Stühlen gefahren.

Zudem, daß diese Anekdoten stadtkündig sind, hab ich sie aus dem Munde bewährter Männer.

*) Ich muthmaße nur, aber doch immer mit eben so viel Gründen, als man gegen mich muthmaßte.

maurerey übereinstimmen könne, die ihre Söhne Bruderliebe, brüderliche Zurechtweisung, Reinheit, und Untadelhaftigkeit der Sitte, weise Mäßigung, männliches Betragen, standhafte Bekämpfung der Leidenschaften lehrt, die die würdigsten, rechtschaffensten, edelmüthigsten Männer in ihrem Mittel versammelt, um sie zur Tugend, zur hohen Weisheit, zur liebenswürdigsten Menschlichkeit, zur unbefangensten Verbreitung des Schönen, des Guten, des Trostreichen, der Wohlthätigkeit im ausgedehntesten Verstande zu ermuntern. Ich hoffe doch nicht, daß man jetzt, bey Entwerfung neuer Gesetze, eine der ächten Maurerey entgegengesetzte Moralität anzunehmen sich erlaubt haben werde!

Was ich hier gesagt habe, betrifft jene Brüder nicht, die unwissend zum Gastmahl geladen waren, mit der Denkungsart einer brüderlichen Friedfertigkeit kamen, und an denen nicht weniger, als an mir, die Rechte der Gastfreyheit verletzt wurden. Sie haben eine laute Unzufriedenheit über ein solches Verfahren geäußert. Ich gäbe, sagte einer, fünfzig baare Ducaten, so wenig reich ich auch bin, wenn ich nicht zugegen gewesen wäre. Wenn diese Leute, sagte ein anderer, in Unanständigkeiten und Sottisen gegen diesen oder jenen ausbrechen wollen, wozu brauchen sie Gäste dazu einzuladen? Was man sich nicht alles herausnimmt! sagte ein Dritter, was man sich für Eigenmächtigkeiten in Sachen erlaubt, die am Ende der ganzen Versammlung zu Last fallen können, ohne sie vorher um ihre Einwilligung befragt zu haben u. s. w. Aber auch Brüder, die geladen, und von Geschäften zu erscheinen gehindert waren, sagten ohne Scheu, daß sie dem glücklichen Ungefähr mehr, als bloßen Dank wissen, daß sie mit

der Ehre, Zuschauer dieses ehrbaren Maurerspektakels zu seyn, zu verschonen gewußt.

Aber so sehr auch diese Geschichte unter den verschiedensten Gestalten bekannt ist, so sehr find' ich schon darin Beruhigung, daß bereits das Publicum, auch bey den so vielen, meinem Character nachtheiligen Ausstreuungen, ein für mich nicht sehr ungünstiges Urtheil gefällt hat. Was kann ich erst erwarten, wann man den ganzen Hergang der Sache unter einem richtigern Gesichtspuncte beurtheilen kann?

Man hätte, heißt es da und dort, diesen Männern doch nie Unbesonnenheiten von solcher Art zugetraut. Das, spricht man laut, und öffentlich, hat ihnen noch gefehlt, um das neue System im Auge des Publicums lächerlich, und geringschätzig zu machen. Nun, frohlocken politische und maurerische Widersacher, haben sie durch diesen Streich alles, was man über sie geschrieben, auf ein Neues bestätiget. Wenn sie sich, sagen unzufriedene Brüder des neuen Systems, solche Dinge gegen einen Mann erlauben, der mit ihnen in keiner Verbindung steht, was werden erst am Ende wir zu erwarten haben? Wenn das, scherzt man in Gesellschaften, die philosophischen Berathschlagungen dieser Herren sind, so hat man sich wahrlich vor ihrer Philosophie in Acht zu nehmen, u. s. w.

Was ich bereits gethan, that ich wahrlich nicht aus Rache. Wären der Rettung meiner Ehre gelindere Mittel möglich gewesen, ich hätte sie ganz gewiß mit dem bereitwilligsten Herzen eingeschlagen. Ich habe nicht ohne Ursache diese Schrift länger zurückgehalten, als ich vielleicht sollte.

Ich verzeihe allen, die meine Feinde sind, und mich

hassen. Bin ich einem von ihnen aus Eifer, aus Unwissenheit, aus Übereilung zu nahe getreten, so schäm' ich mich nicht, ihn vor den Augen der Welt um Verzeihung zu bitten!

Ich schätze jene aus ihrer Gesellschaft, die sich bereits durch ihre Kenntnisse und Verdienste ausgezeichnet haben, mit einer besondern Achtung, und bedaure sie, wenn sie unglücklich genug sind, in unbesonnenen Augenblicken den Ruf ihres Verdienstes der Gefahr einer unrühmlichen Verdunklung auszusetzen.

Ich hoffe, dieses Inquisitionsgericht wird das Letzte seyn, das man sich zu halten erlaubt hat, sonst müßte bald die Gesetzgebung auf eine Versammlung aufmerksam werden, die, um sich gallsüchtige Privatrache verschaffen zu können, kein Bedenken trägt, einen Bürger in sein Mittel zu locken, ihn da zu überraschen, zu entehren, zu beschimpfen, Richter in eigener Sache zu seyn, die Gesetze der öffentlichen Staatssicherheit zu verletzen, und so sich der sanften Duldung, des aus den weisesten Absichten verliehenen huldreichen Schutzes des gütigsten Monarchen unwürdig zu machen.

---

## 4. Der Orden und seine ferneren Schicksale in Österreich.

„Ein characteristisches Merkmahl jener Zeit unter Kaiser Joseph waren die Bewegungen, welche durch die sogenannten geheimen Gesellschaften in der geselligen Welt hervorgebracht wurden. Der Orden der Freymaurer trieb sein Wesen mit einer fast lächerlichen Öffentlichkeit und

Ostentation. Freymaurerlieder wurden gedruckt, componirt und allgemein gesungen. Man trug Freymaurerzeichen als joujoux an den Uhren, die Damen empfingen weiße Handschuhe von Lehrlingen und Gesellen, und mehrere Modeartikel, wie die weißatlaßenen Müffe mit dem blauumsäumten Überschlage, der den Maurerschurz vorstellte, hießen à la franc-maçon. Viele Männer ließen sich aus Neugier aufnehmen, traten dann, wenn der frère terrible nicht gar zu arg mit ihnen umsprang, in den Orden, und genossen wenigstens die Freuden der Tafellogen. Andere hatten andere Absichten. Es war damahls nicht unnützlich, zu dieser Bruderschaft zu gehören, welche in allen Collegien Mitglieder hatte, und überall den Vorsteher, Präsidenten, Gouverneur in ihren Schooß zu ziehen verstanden hatte. Da half denn ein Bruder dem andern; und wie man von dem würdig geheimnißvollen Orden der Pythagoräer erzählt, ging es hier auf unwürdigere und minder geheime Weise. Die Bruderschaft unterstützte sich überall; wer nicht dazu gehörte, fand oft Hindernisse, und dies lockte Viele. Wieder Andere, die ehrlicher oder beschränkter waren, suchten mit gläubigem Sinn höhere Geheimnisse, und glaubten Aufschlüsse über geheime Wissenschaften, über den Stein der Weisen, über Umgang mit Geistern in dem Orden zu erhalten. Da gab es allerlei Arten und Abtheilungen der Maurerey — Rosenkreuzer, Templer, Schottische Maurer u. s. w., endlich sogar die Illuminaten, und es war damit in den letzten Jahren der Regierung Kaiser Josephs großer Spectakel und wohl auch großer Unfug getrieben. Indessen wäre es undankbar, nicht auch das wenige Gute, das diesem an sich trüben Quell entfloß, zu erwähnen. Wohlthätig waren die Frey-

maurer gewiß. In ihren Versammlungen wurden sehr oft Collecten für Arme oder Verunglückte gemacht, und Prinz Leopold von Braunschweig, der bey einer Wassernoth, als er den Bedrängten mit Lebensgefahr Hilfe brachte, selbst den Tod fand, war ein glänzendes Beyspiel, mit dem der Orden sich sehr brüstete."

Also äußert sich Caroline Pichler über den Freymaurerorden. Werfen wir nun noch einen chronologischen Blick auf denselben bis auf unsere Tage! Untersagt war er 1764 von Maria Theresia. Unter ihrem großen Sohne ward 1785 schon eine Landesloge aller österreichischen Provinzen in Wien errichtet; Josephs Patent ist in dem ersten Bändchen enthalten. Leopold war entschiedener Gegner; die Logen wirkten aber bis 1794 fort; in der Lombardey entstanden deren allenthalben. In dem genannten Jahre trug Franz II. beym Reichstage darauf an, daß in ganz Deutschland das Maurerwesen aufhören solle; Preußen und Braunschweig aber erklärten, der deutsche Kaiser möge den Orden in seinen eigenen Staaten immerhin aufheben; die Reichsstände jedoch würden sich dießfalls keine Gesetze vorschreiben lassen. Kaiser Franz ließ indeß die Sache hingehen; die Jacobinerperiode aber machte, daß er sich zur legalen Aufhebung aller geheimen Gesellschaften in den österreichischen Staaten entschloß. Das betreffende Edict vom 23. April 1801 an die Chefs der Hofstellen lautet wie folgt: "Bey dermahl hergestelltem Frieden von Außen ist es Mein sehnlichster Wunsch, Meinen getreuen Unterthanen auch die innerliche Ruhe und Sicherheit, so viel in meinen Kräften steht zu verschaffen, und alles zu entfernen, was selbe auch nur derohalben beunruhigen könnte."

"Da nun die Erfahrung gelehret hat, daß geheime

Gesellschaften und Verbrüderungen eine der Hauptquellen waren, wodurch die verderblichsten Grundsätze verbreitet, die wahre Religion untergraben, die Moralität, wo nicht ganz verdorben, wenigstens sehr verändert, der Partheygeist durch alle mögliche Kunstgriffe auf das stärkste angefeuert, und folglich auch die häusliche Ruhe und Glückseligkeit gestöret worden ist; so hat es bey dem von Mir schon vorlängst gegebenen Befehle: keine derley geheimen Gesellschaften oder Verbrüderungen in meinen Staaten unter was immer für einer Benennung oder Vorwand zu dulden, um so mehr sein Bewenden, als auch die vielleicht in guter Absicht errichteten öfters ausarten, und folglich in jedem Staate so unschicklich als gefährlich sind."

"Um nun das gegenseitige Vertrauen zwischen dem Landesfürsten und seinen Unterthanen, deren beyderseitiges Wohl und Beste so eng verbunden ist, so wie die innerliche Ruhe durch Meine Beamten nicht gestöhret zu sehen, sondern vielmehr das gehörige Vertrauen in selbe setzen zu können, ist es erforderlich, sie von allen derley geheimen Verbindungen frey zu wissen, welche einen auch sonst redlich denkenden Diener in strenger Ausübung seiner Amtspflichten entweder hindern, oder wenigstens in Verlegenheit setzen."

"Ich befehle Ihnen daher, von allen unter Ihrer Leitung stehenden Beamten, von welchem Range oder Gattung sie immer seyn mögen, mit gänzlicher Übergehung des Vergangenen, einen eidlichen Revers abzufordern: daß sie dermahl mit keiner geheimen Gesellschaft oder Verbrüderung, weder in dem In- noch Auslande verflochten sind, oder, wenn sie es wären, alsogleich sich davon losmachen, noch sich fürs Künftige in dergleichen geheime Verbindun-

gen, unter was immer für einem Vorwande, mehr einlassen werden.

„Bey Annehmung neuer Beamten ist die obige Klausel in den abzulegenden Eid einzurücken.“

„Sie haben also streng auf diesen Befehl zu halten, Mir die von Ihnen gesammelten eidlichen Reverse zu überreichen, und mit Ihrem Berichte zu begleiten, wie nicht weniger einen derley eidlichen Revers für Ihre Person Mir unmittelbar zu überreichen.“

„Die Abforderung dieser eidlichen Reverse ist jährlich zu wiederhohlen, so wie Ich auch jedem Meiner Beamten, welcher Anstand fände, sich dieser Anordnung zu fügen, gestatten will, bey Mir mit Anführung der Beweggründe seine Dienstentlassung anzusuchen.“

---

## 5. Verschiedenes.

Franz I., Gemahl der großen Theresia, war Maurer, ohne daß sie es wußte. Einigermaßen vermuthete sie es wohl, und ging eines Tages so weit, das Haus, in welchem eben Logen-Versammlung war, nähmlich den Margarethenhof auf dem Bauernmarkt, besetzen zu lassen. Franz aber hatte seinen guten vorbereiteten Rückweg durch das tiefe Gebäude, und kam unbemerkt von dannen. Er ward 1731 als Herzog von Lothringen im Haag unter dem Vorsitz des Grafen von Chesterfield, Lehrling und Gesell, erhielt aber noch in demselben Jahre zu London den Meistergrad. Als Großherzog schützte er den Orden. Theresia verboth ihn 1764 mit Strenge; die Logenmeister Wiens hatten sich standhaft widersetzt, sie von der innern Organisation

der Bruderschaft zu unterrichten. — Sehr lesenswerth ist, was die Nr. XLIII. der „Zeitgenossen“ (Leipzig 1825) über die Freymaurerey in Wien, während jener Perioden in der Biographie Reinholds anführt: „In den letzten Jahren der Regierung Maria Theresiens vereinigten sich die vorzüglichsten Köpfe Wiens zu einem Maurerbunde, dessen nächster Zweck war, die Aufklärung in Österreich möglichst zu befördern, und demnach theils die noch immer so mächtigen Widersacher derselben, die Mönche zu bekämpfen, theils talentvolle junge Männer, die zu einer heilsamen bürgerlichen oder schriftstellerischen Wirksamkeit geschickt erschienen, mit Rath und That zu unterstützen. Sie bildeten eine Loge, welche den Nahmen: „Zur wahren Eintracht“ führte, deren Meister Born war. Reinhold erhielt in ihr das ehrenvolle Amt des Redners. Richtigere und freyere Ansichten über Religion und Kirche faßten schon unter der Regierung der Kaiserinn allmählig in Wien und im Österreichischen überhaupt Fuß. . . Doch so lange die Kaiserinn lebte, konnte die Loge zur wahren Eintracht nur wenig nach Außen wirken, und beschränkte sich größtentheils darauf, sich in ihrem Innern zu veredeln und zu befestigen, um sich vorzubereiten für die als nahe vorausgesehene Zeit einer von Oben herab begünstigten Thätigkeit. Zu dieser gelangten die Verbündeten mit dem Beginne des Jahres 1781, da Joseph II., als Alleinherrscher anfing, seine großen Entwürfe auszuführen, und vornähmlich in möglichst kurzer Zeit die Gewissens- und Denkfreyheit in seinen Staaten zu befördern, den Einfluß des Papstes zu beschränken, und die Macht der Clerisey der Civilgewalt mehr unterzuordnen strebte. Es trat nunmehr für die österreichische Schriftstellerey eine neue Periode ein, mit

der im Jahre 1781 von Joseph gegebenen neuen Vorschrift für die Büchercensur .... Diese erweiterte Preßfreyheit ward von den Verbündeten zu freymüthigen vor dem Publikum angestellten Untersuchungen und Anregungen des Volks benutzt. .. — Das hauptsächliche Organ, durch welches die Verbündeten auf die öffentliche Meinung zu wirken suchten, war die Wiener Realzeitung.

---

Das Wiener Freymaurer-Journal, unter dem Titel: „Journal für Freymaurer, als Manuscript gedruckt für Brüder und Meister des Ordens, herausgegeben von den Brüdern der □ zur wahren Eintracht im Orient von Wien.“ (Gründer und Meister dieser Loge war Born). Das Journal erschien von 1784 bis 1786 in Quartalheften in gr. Octav, bey Wappler; das Heft, oder eigentlich wohl der Band, ist 16 — 17 Bogen stark; es hat verschiedene Kupferstiche, welche Logensiegel, Musiknoten ꝛc. liefern. Zu den vorzüglichsten Mitarbeitern gehörten: Bianchi, Orientalist; Blumauer; Born; C. J. Friedrich; Gretzmillern, Rechnungsrath; Holzer; Kreil; Leon; Mayer, Professor der Philosophie; Michaeler; Ratschky; Schittlersberg; Sonnenfels; Stütz. Complete Exemplare sind selten.

---

## Joseph der Zweyte,

### Beschützer des Freymaurerordens.

**Von Blumauer.**

Seht, in Josephs großen weiten Staaten,
Wo, vermählet durch der Weisheit Hand,
Duldung sich und edle Freyheit gatten,
Und die Nacht der Vorurtheile schwand,

Hebt in heller, nun entschleyr'ter Klarheit
Eine Brüderschaft ihr Haupt empor,
Die im Stillen Wohlthun nur und Wahrheit
Sich zu ihrer Arbeit Zweck erkohr.

Joseph, dem in seinem Herrscherkreise
Nichts zu groß ist, das sein Geist nicht faßt,
Nichts zu klein, das er nicht minder weise,
Ordnet und in seine Plane paßt;

Joseph, der so eben von den Horden
Träger Mönche seinen Staat befreyt,
Schätzt und schützt dafür nun einen Orden,
Der sich ganz dem Wohl der Menschheit weiht.

Einen Orden, den man oft verkannte,
Weil er in geheim sein Gutes übt,
Und erst jüngst aus einem Staat verbannte,
Wo ein Exmönch nun Gesetze gibt;

Einen Orden, dem der Arme Segen,
Fluch der Frömmler, Hohn der Laye spricht,
Der indeß im Stillen sich dagegen
Einen Kranz von edlen Thaten flicht;

Einen Orden, den der Mönch zu schmähen
Oder zu verdammen nie vergißt,
Weil sein Zweck nicht müssig betteln gehen,
Sondern Thätigkeit im Wohlthun ist;

Einen Orden, den der Heuchler scheuet,
Weil er ihm die schwarze Seel' entblößt,
Wider den der Schurke tobt und schreyet,
Weil er ihn von sich zurücke stößt;

Einen Orden, den als Staatsverräther
Und Verführer man schon oft bestraft;
Während er der Unschuld treue Retter,
Und dem Staate gute Bürger schafft.

Dieser Orden ists, den, frey vom Wahne,
Joseph seines Schutzes würdig fand,
Und zu seinem weisen Herrscherplane,
Wie ein Glied zur Kette, mit verband;

Weil mit ihm der Orden, festen Blickes,
Und von einem gleichen Geist belebt,
Zu dem großen Zweck des Menschenglückes
Hand in Hand hinan zu dringen strebt.

Drum ihr Brüder, lasset uns im Stillen
Nicht durch Worte, sondern auch durch That
All' die großen Hoffnungen erfüllen,
Die von uns der große Weise hat!

Laßt uns dankbar unsern Schützer preisen,
Und ihm zeigen, daß die Maurerey
Werth der Achtung eines jeden Weisen
Werth des Schutzes eines Josephs sey!

Br. B***n.

---

## Auf die dem Freymaurerorden von Kaiser Joseph dem Zweyten öffentlich bewilligte Duldung.

Von J. F. Ratschky.

Warum ertönt in jeder Maurerhalle
Der laute Ruf des Hammers; warum ziehn
Erwartungsvoll die scheuen Brüder alle
Zu ihren Tempeln hin;

Kam wiederum mit einer Hiobskunde
Ein banger Schwarm verjagter Brüder an;
Dräut irgendwo dem königlichen Bunde
Ein neuer Fürstenbann;

Drang abermahl sich eine ungeweihte
Zelotenschaar in einen Maurerkreis
Wuthschnaubend ein, und gab des Tempels Beute
Ergrimmten Flammen preis;

Riß wiederum die schon besiegte Hyder
Des Mönchthums sich aus ihrer Kluft hervor,
Und hob zur Rache wider unsre Brüder
Die scharfe Klau' empor;

Nein, Brüder, bannt des Unmuths trübe Wolke
Von eurer Stirn', und jauchzet! Josephs Mund
That feyerlich vor seinem ganzen Volke
Uns Schutz und Duldung kund.

Ihr schüchternen, zerstreuten Maurerhorden,
Faßt neuen Muth! die Hand des Starken schlug
Das ehrne Joch zu Trümmern, das der Orden
In unserm Osten trug.

Verkündigt es den Brüdern jeder Zone,
Daß unsern Bau, auf Menschenwohl gestützt,
Der größte Fürst auf Deutschlands Kaiserthrone
Mit seinem Schilde schützt!

Ihm danken wir's, daß um des Tempels Schwelle
Nicht mehr ein Schwarm verkappter Häscher irrt,
Und nun nicht mehr, wie vormahl, Schürz' und Kelle
Des Hasses Losung wird.

Zwar schäumen drob, voll Galle, Zions Wächter,
Die, Eulen gleich, den Strahl des Lichtes scheun,
Und mühn sich, uns beym Pöbel als Verächter
Der Gottheit zu verschreyn.

Doch, Brüder, scheut der Bonzen niemahls müde
Erbittrung nicht! sie grinse, wie sie will!
Fiel nicht vor Josephs schrecklicher Ägide.
Manch stärkres Krokodill:

Bleibt standhaft! zeigt, daß wir in Josephs Staaten
Vor Tausenden des Schutzes würdig sind,
Und machet euch durch ächte Maurerthaten
Um seine Huld verdient!

Beweist es laut, daß euern fesselfreyen
Erhabnen Blick des Lichtes Glanz umschwebt,
Und nach dem Tand verjährter Gaukeleyen
Kein heller Maurer strebt!

Laßt Weisheit, Lieb' und Tugend stets euch leiten:
Dann, Brüder, dann wird unser Bund gedeihn,
Und einst noch in den fernsten Afterzeiten
Der Menschheit Segen seyn.

## 41.

## Zum Capitel der Frauenhäuser.

Es mag sich wohl von selbst verstehen, daß ein so aufgeklärter, über die Vorurtheile so erhabener Landesfürst wie Joseph II. (Joseph I. war es auch in dieser Hinsicht nicht minder) in Ansehung des Bestandes sogenannter Bordelle nicht nur nicht gegen, sondern vielmehr für dieselben gewesen sey. Während jedoch seine vielleicht überfromme Mutter noch lebte, die bekanntlich eine eigene Keuschheitscommission unterhielt, (in Folge welcher den Leuten beyderley Geschlechts sogar auf der Straße aufgepaßt wurde) war natürlich nicht daran zu denken; und seine, leider nur so kurze Alleinherrschaft ließ diesen Gegenstand seiner landesväterlichen Sorgfalt nicht zum Durchbruch gelangen, wenn er auch öfter als ein Mahl zur Sprache gekommen war. Tausend näher liegende, wichtigere und dringendere „Expedienda" waren begreiflich die Gründe. Inzwischen wurde dieses Thema von den Schriftstellern aufgefaßt und in eigenen Broschüren besprochen. Unter Andern erschien eine Piece mit dem Titel: „Bordelle sind in Wien nothwendig; Herr Hofrath v. Sonnenfels möge dagegen auf seinem Catheder predigen was er will. 1786." (Bey Wu-

cherer; 2 Bogen stark, Verfasser ist Nic. Paulsen, ein überspannter Kopf, † 10. Dec. 1818.) Diese Broschüre enthält aber nicht viel Besseres als die oberflächlichsten abgedroschensten Gemeinplätze, ist also fern von jeder höhern oder philosophischen Idee. Auch werthvolle Autoren gaben ihre Meinung über, namentlich in Wien zu errichtende Bordelle ab *). Der hochschätzbare Pezzl wirft die Frage

*) In Wien bestanden deren schon im 13. Jahrhundert. Sehr merkwürdige und wahrhaft curiose geschichtliche und urkundliche Nachweisungen bringt darüber ein Buch, welches von hohem Werth und Interesse, und dessen Herr Verfasser unter die verdienstvollsten Geschichtforscher ruhmwürdig zu zählen ist. Es sind dieß die „Wiener-Skizzen des Mittelalters von J. E. Schlager," bisher 5 Bände. Der 5. Band enthält von Seite 345 an einen Artikel: „Das gemayne Frawenhaus. (Mit 20 Urkunden und Auszügen aus mehreren Stadtregistern)." — Sowohl im Interesse des in Rede stehenden Gegenstandes, als um auf jenes, wie es scheint, nicht sehr verbreitete vortreffliche Werk (das doch in keiner vaterländischen Büchersammlung fehlen sollte), besonders aufmerksam zu machen, erlauben wir uns hier, einige Stellen des Eingangs auszuziehen, und zwar: „Zum Verständniß seiner Entstehung und Blüthe (des Frauenhauses) durch einige Jahrhunderte hindurch, muß man sich ganz in die gesellschaftlichen Zustände jener Zeit, und die einstige Stellung der sogenannten freyen Töchter, schönen Frauen, gemein (allgemeinen) Weiber oder Hübschlerinnen, versetzen.

Die früheste urkundliche Nachweisung, daß sie als eine eigene Classe der Bewohner angesehen wurden, bildet die Stelle in dem Strafgesetze K. Rudolph's von Habsburg für Wien vom 20. Juni 1278: de commu-

auf: „Soll man Bordelle (Freudenhäuser) anlegen?“ und beantwortet sie folgendermassen:

---

nibus mulieribus nullum Statutum facimus, quia indignum esset ipsas legum laqueis inodare, volumus tamen, ne ab aliquo indebite offendantur sed offensor pro qualitate offense ad arbitrium judicis et consulum corrigatur.)

In der Handfeste Herzog Albrechts II. vom 23. July 1340 ist diese Stelle in deutscher Sprache wörtlich wiederholt: „Wir tun auch dehain gepot von den gemainen weiben, wan ez wer vnwirdig vnd vnzeitlich daz man sew in die pant der ee besluzze. Doch wellen wir, daz si nieman an schulde laydig; Swer si aber laydigt, den sol der Richtter puczzen, nach des rates rat.“ (Rauch Scriptores Rerum Austr. III. 44—45.)

Im 15. Jahrhunderte, von welchem Äneas Sylvius ihre große Anzahl in Wien bestätiget, bestand nach dem Zeugnisse des Reichsritter von Geusau, in seiner „Geschichte der Belagerung Wiens durch Mathias Corvinus“ (pag. 95—96), in den Stadtbüchern wahrscheinlich aus den Zeiten K. Max I. eine eigene, nun im Originale nicht mehr vorfindige Kleiderordnung, zu Folge welcher die gemeinen Weiber, zur Unterscheidung, ein offenbares Zeichen von einem gelben Tüchlein an der Achsel tragen mußten, eine Hand breit und eine Spanne lang.

Abgesehen von ihrer herkömmlichen Begleitung des Söldnervolkes bei Feldzügen in Schwärmen, worüber wir uns nur auf die Königshofer Chronik, Vulpius Curiositäten, dann Kollar's Analecten med. aev., beziehen, oblagen diesen freyen Töchtern, bey Empfängen angesehener Fremden stadtbräuchlich eigene Functionen, so wie durch sie die Volksfeste und öffentlichen Tagesfeyer jener Zeit erst ihre lebensvolle Färbung gewannen.

„Vor einigen Monathen fiel es mit einmahl mehreren Broschüristen in den Kopf, über die Anlegung von Freu-

Daß sie wie in anderen Städten auch in Wien bey feyerlichen Einzügen, zur üblichen Bestimmung Blumensträuße auszutheilen, von dem Stadtrathe verwendet wurden, zeigt sich, in Ermanglung der betreffenden Wiener-Stadtrechnungen aus dem 13. und 14. Jahrhundert, urkundlich erst aus den gleichzeitigen Rechnungsprotocollen des J. 1438, bey dem Einzuge K. Albrecht's II. von der Krönung zu Prag in Wien, in welchem die Rubrik vorkömmt: „vmb Wein den gemain Frawen 12 achterin. Item den Frawen die gen den kunig geuarn (gezogen) sind, 21 Achterin Wein pr. 12 dl., facit 1 Pf. 12 dl.“

Ebenso waren sie 1452 bey dem Empfange K. Ladislaus Posthumus in Wien vom Bürgermeister und Rath abgeordnet, dem Könige an dem Wienerberg entgegen zu ziehen, worüber eine im J. 1484 geschriebene österreichische Chronik (hist. nova. Nr. 265 in der k. k. Hofbibliothek) v. J. 1452 folgende Stelle enthält: „Darnach zoch er gen Wienn, vnd die gancz herschaft (Ladislaus mit seiner Begleitung). Da ward er schön emphangen von Armen vnd Reichen mit Zelt aufgeschlagen, vnd paner an dem Wienerperg, darunter die schönen Frawen vnd all hantwerch frawen sein warten an (ohne) Mäntl, so köstlich machten Sy ain Prozessen, vnd all Ir kinder die Diern waren, die vor Jugent gen (zu Fusse gehen) mochten, die gingen entgegen.“ ꝛc.

Als Ladislaus später von Breslau nach Wien zurückkehrte, sagt die Chronik wieder: „Darnach zog er wieder gen Österreich, ward er aber“ (nochmahls) „mit Prozessen schön vnd erlich empfangen, mit Zelt in dem Werd“ (die heutige Vorstadt Leopoldstadt) „vnd schön Frawen wieuor auf dem Wienerperg.“

denhäusern zu schreiben. Alle riethen zur Einführung derselben. Um eben diese Zeit kam dieser Gegenstand in ernst-

---

Was die weiteren Repräsentations-Obliegenheiten der schönen Frauen betrifft, so lag es in der Sitte der Zeit, ihre Wohnungen bey der Durchreise hoher Häupter zum Empfange bereit zu halten, wodurch freylich die bloße Huldigung des Schönheitssinnes bey dem Straßenempfang, überschritten wurde.

Beyspiele von Ulm, Bern und Siena finden sich in Jäger's schwäbischem Städtewesen, in dem Stadtregister von Bern, in Müllers Schweizergeschichte u. a. m. Da jedoch in keinem der Schriftsteller, welche sich bisher über diesen Gegenstand eingelassen haben, des Empfanges der österreichischen Gesandtschaft in den neapolitanischen Staaten, wo sie im Jahre 1450 zur Übernahme der Braut K. Friedrichs IV. nach Portugal abgeordnet war, in dieser Beziehung erwähnt ist, dessen gleichzeitige Beschreibung in Wurmbrand's Collectaneis genealogicis, Wien 1705 S. 65. vorkömmt, so soll die betreffende Stelle hier eingerückt werden:

„In allen Städten und Kastellen waren die Thor an den Häusern offen, Streu und Heu alles zugericht, was jeder haben wollt, das gab man ihm, die Frawen in Frawenhaus, die waren all bestellt, durft kheine khein Pfennnig nicht nemen, schnittens nur auf ain Rabisch da fandt ainer Mörin (Mohrinen) vnd sonst schöne Frawen, was ain lustet.“

Daß auch in Wien die hohen Fremden von Bürgermeister und Rath, mit derley Frauen bey Bürgern, in deren Häusern größerer Raum zu Festen und Tänzen war, geehrt wurden, zeigt sich aus gleichzeitigen Stadtrechnungen des 15. Jahrhunderts, in welchen jederzeit die Purgerinn (Bürgerinnen), wenn diese zugegen waren, ausdrücklich zum Unterschied von den Frawen (schönen Frauen) benannt werden.

liche Überlegung bey der Regierung selbst. Man hohlte von der Polizey und von der medicinischen Facultät Gutachten

---

Die gemeinen Frawen oder sogenannten freyen Töchter bildeten ferner die Tanzgruppe in Wien am Johann des Täuferstag um das Sonnenwendfeuer, und bekamen dafür vom Bürgermeister und Rath Erfrischungen, worüber die gleichzeitigen Vorschreibungen in den Wiener Skizzen aus dem Mittelalter Band I. 1835 Seite 270. Eben so waren sie endlich die Hauptpersonen bey den jährlich zweymahl Statt gehabten Wettrennen in Wien.

Wir sehen aus dem bisher Angeführten, die freyen Töchter von dem Gesetze zwar stiefmütterlich bedacht, aber doch nicht nur geduldet, sondern bey mancher Gelegenheit sogar hervorgezogen.

Bey der Lebendigkeit des Gefühls unserer Vorfahren, welches sich den Weg nach Außen bahnte, deren Freude in der Regel nur eine öffentliche war, welche noch keiner polizeylichen Überwachung unterstand, kann die fragliche Repräsentation nicht befremden. Das noch nicht gereifte Schicklichkeitsgefühl jener Zeit war ein anderes, als das heutige, und der Bestand eines autorisirten Frauenhauses damit nicht nur in keinem Widerspruche, sondern wie gezeigt, gebothen.

Fragen wir nach dem Alter der Errichtung desselben (des Frauenhauses in Wien) so fehlen zwar zur genauen Bestimmung die direkten urkundlichen Behelfe; nach den indirekten scheint es aber keinem Zweifel zu unterliegen, daß Wien hierin mit anderen Städten gleichen Schritt gehalten habe, bey denen der Bestand von Frauenhäusern bis in das 13. Jahrhundert zurückreicht. Diese indirecten Beweise über das Alter, gibt die Wiener Topographie jener Zeit an die Hand.

und Vorschläge darüber ein. Seitdem ist nichts weiter in der Sache geschehen; auch sind die Stimmen jener Stellen und der Entscheidung der Regierung nicht bekannt geworden.

---

Zwischen ungeregelten, breiten und sandigen Ufern, die man „Gries“ benannte, floß einst das klare Wasser der Wien durch lauter Weingartenland, bis gegen das Kärnthnerthor. Hier, am alten Spital der Wienerbürger, wandte sich ihr Wildwasser plötzlich nordostwärts an die Niederungen und Erdabhänge unter der Karlskirche und der Rabengasse, wie dieses in Vischer's Perspektivansicht von Wien v. J. 1640 (in Braun's Städtebuch schon 1618, dann bey Merian 1649 u. 1677 reduzirt), deutlich zu erkennen ist. Nur der abgeleitete Mühlbach blieb der oberen Richtung des Flusses treu, und war mitten über das gegenwärtige Glacis bis zum Bieberthurm gezogen, wo er in die Donau fiel.

Oben, am „Gries,“ an der Stelle des k. k. privilegirten Theatergebäudes an der Wien, und der damahls noch von keiner Straße durchschnittenen Nebenhäuser gegen die Stadt zu, lagen jene zwey gemeinen Frauenhäuser, mit ihren Eingehörungen, sich bis gegen den Hügel der Laimgrube, hinter das St. Mertensspital erstreckend. Von diesen Häusern hatte die dortige Weingarten-Ried den Nahmen „Franeneck“ angenommen. Noch befanden sich dort, am „Frauenfleck“ selbst, einzelne Gehöfte und Gärten, in denen beym Weinschank viel Unfug getrieben wurde, „Welich Ungefür vnd Beswernuß“ der Stadtrath im J. 1482 des „Eritags nach vnserer lieben Frawentag der lichtmeß“ einstellte. (Zechordnungen der Stadt, gleichzeitiger Archivs-Codex Fol. 109.)

Die alte Ortsbenennung „Frawenec“ findet sich zuerst in einer Stadtarchivs-Urkunde vom J. 1344 „nach Christez geburd am Sant Niclas tag;“ Sie lautet: Ich Anna vnd Chunegunt, Maister Marcharts Fursten dem Got

Ich meines Theils glaube, daß man förmliche öffentliche Bordelle (Freudenhäuser) nicht einführen soll. Man höre meine Gründe.

So lange die Freudenmädchen zerstreut leben, und von der Polizey nur tolerirt werden, ist für die öffentliche Sittlichkeit immer noch ein Schritt mehr gewonnen. Der neue unerfahrne Jüngling scheut sich stets noch etwas mehr, solche Geschöpfe zu besuchen, weil der abschreckende Gedanke nicht ganz von ihm weicht, er könnte vielleicht überfallen werden, Verdruß haben, oder beschimpft werden. Wird aber durch öffentlich errichtete Häuser die Sache authorisirt, so fällt dieser Grund ganz weg.

Der wichtigste Grund zur Errichtung solcher Häuser ist die Verhüthung der Ansteckung. Ja! Wenn der Himmel bloß die Lustmädchen mit der heillosen Krankheit geschlagen hätte, dann möchte es angehen. Aber wo wollt ihr mit den galanten Weibern hohen und gemeinen Ranges, wo mit so vielen honettscheinenden Mädchen hin? Es ist leider nur zu wahr, daß die Zahl der Vergifteten von diesen beyden Classen eben nicht unansehnlich ist. Die Liebhaber werden es also von Zeit zu Zeit bey jenen galanten Geschöpfen, welche von außen mit Zucht und Keuschheit prangen, holen, und zu den Lustmädchen verpflanzen.

---

gnad Swestern, mit Ires pergmaister Hant Herrn Friedreichen von sant Vlreich, ze den Zeiten des Erbern Herren Hagens von Spielberch Amptmann, versetzen irn Weingarten gelegn an dem Griecz, pey dem Frowen Eck ze Wienne vmb 16 Pfd. 29 dr., dem erbern Mann, Hernn Peter den Golein Purger ze Wienne ꝛc. ꝛc.“

Endlich würde durch diese Anstalt die gesellschaftliche Freyheit unvermeidlich neuerdings einen gewaltigen Stoß leiden. Um jenen Häusern hinlängliche Kunden zu verschaffen; um zu verhüthen, daß durch Galanterien außer jenen Häusern die Krankheit nicht immer noch eben so sehr verbreitet würde, wie gegenwärtig, würde man mit äußerster unerbittlicher Strenge gegen alle unauthorisirte Häuser und Personen wüthen; ein Umstand der die gehäßigsten Spionerien, Denunciationen, Keuschheitscommissionen, Haus- und Bett-Durchsuchungen nach sich ziehen müßte: Proceduren, welche für die ganze Masse des Publicums ein größeres Übel sind, als die venerische Krankheit für einige Ausschweiflinge ist.

Ein minder gehäßiger, und vielleicht doch eben so wirksamer Ausweg wäre, wenn die Polizey die Freudenmädchen anhielte, sich alle acht oder zehn Tage bey gewissen dazu bestellten Chirurgen visitiren zu lassen. Die Kranken würden behalten, und in's Heilungshaus geschickt. Den Gesunden würde ein gestämpeltes Gesundheits-Attestat, immer vom Tage der letzten Visitation datirt, gegeben, welches sich jeder bey ihnen Eintretende könnte allemahl vorweisen lassen.

Laßt uns aufrichtig sprechen. Wie einseitig sind solche Anstalten! Glaubt man denn wirklich etwas so gar Großes gethan zu haben, wenn man ein paar tausend Pflastertretern in der Hauptstadt jährlich eine Quecksilber-Cur erspart; indessen unsere ungeheuren stehenden Armeen dieses Gift weit und breit über das ganze platte Land vertheilen.... Laßt immerhin die Stutzer der Residenz ein bischen zucken und zappeln; aber für die ganze Nationalmasse, für das Landvolk sorget, um es gesund zu erhalten."

Wie nun hier Pezzl seine subjective Ansicht ausgesprochen hat, so sey es nachstehend auch einem Andern gestattet, dasselbe zu thun. Unbefangen, folglich partheylos aufgefaßt, werden seine unmaßgeblichen Verlautbarungen wohl nicht mißdeutet werden können. Beliebe man also zu vernehmen!

Vielleicht der wichtigste und der süßeste der Naturtriebe ist jener der Geschlechtsliebe; der wichtigste, die Menschengattung fortzupflanzen; der süßeste... das bedarf keiner weitern Erörterung.

Unsern gesellschaftlichen Einrichtungen gemäß, soll aber dieser, jedem organischen, jedem thierischen Wesen angeborne Trieb von Seite desjenigen Thieres, welches Mensch genannt wird, nur auf gesetzlichem Wege befriedigt werden, nämlich mittelst der Ehe. Allen Personen demnach, welche nicht verheirathet sind, ist der Genuß der Geschlechtsliebe untersagt.

Die unheilvollen, mitunter schauderhaften Wirkungen dieses naturwidrigen unsinnigen Grundsatzes sind Jedermann bekannt. Statt die Sittlichkeit aufrecht zu halten, zerstört er sie; Verführung, sogenannte natürliche Geburten, die furchtbarste aller Krankheiten, sind die unausbleiblichen Folgen, mit denen das ruchlos beleidigte Gesetz der Natur sich rächt.

Da nicht Jedermann heirathen kann oder will oder soll, so haben aufgeklärte Staatsverwaltungen, wie in neuern Zeiten in England, Frankreich, Holland ꝛc. Frauenhäuser errichtet oder gestattet, während man sich in dem stets unpractischen Deutschland mit dieser Idee nie recht hat befreunden wollen.

Obgleich nun jenes Auskunftsmittel, wie wir sogleich andeuten wollen, eigentlich auch nur ein halbes, ein unzu-

reichendes ist, so muß es uns dennoch als sehr berücksichtigungswerth erscheinen. Die Existenz zweckmäßig eingerichteter Frauenhäuser hat nämlich sehr viele statthafte Beweggründe für sich.

Zu diesen Gründen gehören: der Verführung und den außerehelichen Geburten ist ein Damm gesetzt; die öffentliche Sittlichkeit wird geschützt; das Gesundheitswohl wird befördert, insofern die Ansteckung verhindert oder wenigstens möglichst vermindert wird; die jugendliche Selbstbefleckung kann verschwinden; die Findelhäuser eher geeignet, der Zügellosigkeit Vorschub zu leisten, werden entbehrlich.

Warum aber diese und noch gar manche andere ersprießliche Wirkungen der Frauenhäuser gleichwohl nur halb erzielt worden sind, liegt in dem Umstande, daß die Einführung derselben ebenfalls nur eine halbe Maßregel ist. Ein Augenblick Nachdenken, und man hat uns verstanden. Man hat erkannt, daß Frauenhäuser nur für die eine Hälfte des Menschengeschlechtes vorhanden sind, nur für Männer da sind; und es ergiebt sich also von selbst, daß es an Männerhäusern noch gebricht. Was man, und vermuthlich in empörtem Ingrimm, einwenden kann, wissen wir recht gut; wir wissen aber auch recht gut, daß die Natur nichts von Vorurtheilen weiß, daß sie dem Weibe dieselben Triebe und dieselben Rechte verliehen hat, wie dem Manne; und conventionelle Debatten gehören nicht hieher.

Wir haben gesagt, Europa sollte Frauenhäuser und Männerhäuser haben; und nun wollen wir noch einen besondern höchst wichtigen Unterstützungsgrund unserer Meinung aufstellen. Wenn nähmlich solche Institute bestehen, so wird auch eine der unheilbringendsten Gefahren, die

unsern Welttheil nur immer bedrohen kann, und die schon begonnen hat, einzutreten vorgebeugt, nähmlich die Übervölkerung.

Weiter sagen wir nichts. Der ruhige Denker, der Unbefangene, der Philosoph wird uns verstehen, wird unsere Ansicht theilen; und Derjenige welcher weder denkt, noch unbefangen, noch philosophisch ist, wird blos gebethen, uns zu glauben, daß wohl auch Er sich zu uns neigen werde, wenn das oben Gesagte entwickelt und begründet dargelegt würde.

Hier hat es sich blos um die Idee, kaum um die Absicht eines Impulses gehandelt.

## 42.

# „Joseph der II. im Controleur-Gang, oder: Allerley Scenen aus der heutigen Regierung.

Von Ibrahim Goether. Wien 1782.“

Welch ein Titel, und wie wenig dahinter? Wie bey so vielen Duzenden Piecen der Josephinischen Periode. Bey dieser Broschüre aber ist wenigstens die Farbe der Zeit echt; und so legen wir denn unsern Lesern ein paar dieser Scenen vor, genau in derselben Schreibweise.

### Erste Scene.

Handelnde.

(Ein abgesetzter Rath, eine Wittwe, Lebbauer, Soldatenweib mit 5 Kindern, Landpfarrer. ꝛc.)

I. Handlung.

Rath (seine Bittschrift überreichend).

Ich lege mich Euer Majestät unterthänigst zu Füßen.

Joseph (die Bittschrift durchlaufend). Sie waren also Rath? und sind abgesetzt. S'ist zwar für jetzt mein Wille, ich werd' aber darauf denken, meine brauchbaren Leute wieder zu sammeln. Sie dienten beim N..schen Departement?

Rath. E. M. unterthänigst aufzuwarten. Und ich hoffe, wenn Allerhöchstdieselben die Verdienste meines seligen Großvaters.

Joseph. Lassen Sie das Herr Rath; ich brauche zu Ihrer Empfehlung kein fremdes Verdienst, von Ihnen ist die Rede. Sind Sie für's erste Ihrer Muttersprache kundig?

Rath. E. M. geruhen allergnädigst zu erwägen, daß ich hier geboren und erzogen bin.

Joseph. Das ist nicht hinlänglich, sind's ihrer so viele, und ich kann die wenigsten brauchen. Finden Sie am jetzt herrschenden Styl (in den Kanzleyen mein ich) nichts zu tadeln?

Rath. Nicht das Geringste E. M. es ist ja der uralte **probate Stilus Curiae.**

Joseph. So, so; reden Sie fremde Sprachen?

Rath. Ja E. M, französisch, und etwas wälisch.

Joseph. Schreiben Sie selbe?

Rath. Nein E. M.

Joseph. Haben Sie studirt?

Rath. Bis an das **Jus Naturae.**

Joseph. Bis dahin! und man machte Ihn zum Rath? mit welcher Unverschämtheit wagt Er's noch ferner auf eine Stelle Ansprüche zu machen, bey welcher Er ohne alle Kenntnisse nur unnütz und unthätig seyn kann? wie will Er seine Stimme mit Einsicht geben? wenn er nichts von der Verfassung meiner Bürger und ihren Rechten weiß? Mein Gott! welchen Köpfen war das Wohl meiner Bürger anvertraut: ich weiß wohl, s'gibt noch mehrere seines Gleichen; aber —

Rath. Ich bitte unterthänigst E. M.

Joseph. Aus besonderer Gnade, weil ich's andrer Thorheit, und Gewissenlosigkeit mehr noch zuschreiben muß, als seiner eigenen, daß er die Stelle eines Raths so lange beschimpft hat, mach ich Ihn zum Kanzlisten. Befleiß Er sich ja einer leserlichen Hand, und lern er die Sprachen, die Er zu reden weiß, correct schreiben, sonst ist er auch als das unnütz.

(wendet sich zum Lebbauer).

II. Handlung.

Joseph (nachdem er gelesen). Ist das wahr?

Lebbauer. Ja E. M. wahr und wahrhaftig. Der Spitzbube mit Ehren zu sagen, hat mir mit eitlem Versprechen mein letztes Stück Geld herausgelockt, daß ich jetzt mit Weib und Kindern am Bettelstab bin. Ich dachts gleich unterm Kaiser Joseph laßt sich nichts schmieren; da sagt er aber immer, das geht'n Kaiser nichts an, wir nehmen auf die Maut, wem wir wollen, und da gings immer an ein Geben, bis ich nichts mehr hatte, und'n Dienst forderte, oder mein Blutgeld, ja! ausgelacht wurde ich obendrein, und das that mir weh, und da wurd ich toll, und dachte, wart, dacht ich, dir will ich'n Herrn finden, und —

Joseph. Ich weiß genug mein Alter! kann er ferm rechnen und gut schreiben.

Lebbauer. Ja E. M., das kann ich fix und findig, bins auch gleich erbötig —

Joseph. Nun wohl, ich will's glauben, warte! (aus der Kanzley kommend) geh' mit dem Zettel zum Einnehmer, du bist an seinem Platz.

Lebbauer. Ach E. M. soll ich ihm sein Brot entreißen!

Joseph. Sorge nicht ehrlicher Mann, ich werd's ihm anderswo anweisen, jedem, wo er's verdient! erfülle nur deine Pflicht, und erinnere dich öfter deines Vorfahrers.

(Joseph geht weiter).

Lebbauer. Ach E. M. wie soll ich danken! was soll ich sagen? Mein krankes Weib, meine hungrigen Kinder, das wird eine Freude seyn! das wird eine Freude seyn.

(Joseph kömmt an die Wittwe.)

III. Handlung.

Joseph. (Die Außenseite besehend.) Ja Madam! mir ist leid, Sie wissen, der Kammerbeutel ist aufgehoben.

Wittwe. E. M. nur diese 1000 Thaler allergnädigster Zulage machten mir den Verlust meines Mannes, und die geringe Pension einigermaßen erträglich, ich mußte zwar Equipage, einen Bedienten und die größten Häuser aufgeben, lebte aber doch in der Stille, sicher vor jenem Mangel, der mich jetzt so schmerzlich trifft. Nun bleibt mir nichts übrig, als die platten 500 Gulden, erwägen E. M. selbst allergnädigst, ob ich, und eine groß gewachsene Tochter davon leben können. E. M. strenge Gerechtigkeit wird meine dringendste Fürsprecherinn seyn.

Joseph. Allerdings Madam! allerdings! Sie ist die Richtschnur aller meiner Verordnungen, so wie sie Schuld ist, daß sie jene 1000 Thlr. verloren, und so lang ich lebe, gewiß nicht mehr erhalten werden.

Wittwe. Ich bin äußerst betroffen. E. M. die Verdienste meines Mannes, mein Stand.

Joseph. Die Verdienste ihres Mannes waren belohnt im Leben, und werfen ihnen noch jährlich Zinsen ab. Und ihr Stand? ich muß auf alle Stände sehen, meine Liebe, und bin nicht nur Kaiser Wiens, und habe nicht

nur Unterthanen ihrer Classe. Soll der Niedere Hungers sterben, daß der Höhere im Überfluß leben könne? Ich gebe zu, daß ihr Verlust sein Widriges hat, daß er ihre Bequemlichkeit einschränkt, von ihren eingegangenen aber werden sich 7 andere begnügen, und auf das muß ich sehen, also mir ist leid, aber ich vergebe der Billigkeit keinen Punct.

Wittwe (weinend.) Aber E. M. was soll aus meiner Tochter werden, ohne Vermögen?

Joseph. Sie hat den Mangel nur ihrer übeln Wirthschaft zu danken, das Amt ihres Mannes forderte keinen Aufwand, und sein Gehalt war ansehnlich. Sie hätten immer vorwärts blicken, und ihrem einzigen Kind was zurücklegen können, wenn sie's nicht gethan haben, so ist die Schuld nur ihre.

Wittwe. Und so ganz ohne Trost soll ich E. M. verlassen?

Joseph. Ich weiß Ihnen nur einen Rath, wenn Sie meynen, 500 fl. wären unzulänglich für Sie Beide, lassen Sie Ihre Tochter dienen.

Wittwe. Dienen?

Joseph. Und warum nicht, ich diene als Kaiser Ihnen, und so vielen in rastloser Thätigkeit; doch halten Sie's, wie Sie wollen, ich kann nicht helfen, wie ich gesagt habe, wie ich gesagt habe.

(Joseph kommt ans Soldatenweib.)

IV. Handlung.

Joseph. Hat sie eine Bittschrift?

Soldatenweib. Hier E. M. ist meine Bittschrift (auf die Kinder weisend). Mein Mann diente unterm N***schen Regimente 22 Jahre, blieb im letzten Feld-

zug, und hat mir nichts hinterlassen, als den Haufen Kinder ohne Vater.

Joseph. So will ich ihr Vater seyn. (betrachtet die Kinder.) Lauter Buben! nun wollt ihr auch Soldaten werden? (dei Älteste stellt sich mit gestrecktem Leibe, die zwey jüngern rufen) Ja! Ja!

Joseph. Nun gut, melde sie sich Morgen hierinne (auf die Kanzley) ich werd Befehl geben, auf die vier Größern, den Kleinern bringt sie über's Jahr.

Soldatenweib. (den Joseph nachrufend.) Gott lohn's E. M. tausendmahl vergelt er's. Ha — nun Buben seyd ihr versorgt, aber das sag' ich euch, werdet brave Kerls, und bethet für den guten Kaiser.

(Joseph weiter.)

## V. Handlung.

Joseph. Wer sind Sie?

Pfarrer. Ich komme auf E. M. allerhöchsten Befehl, und bin Pfarrer in N*n.

Joseph (ihn freundlich auf die Schulter schlagend) Sie sind ein rechtschaffener Mann, schreiben Sie's meiner Unwissenheit zu, daß Sie so lange im Mangel lebten. Ich habe mit warmer Herzensfreude in ihrem Bezirke die gute Unterweisung in der Religion bemerkt, und daß Sie durch ihren elenden Gehalt in ihren Pflichten nicht lauer wurden, schätz ich Sie noch eins so hoch, Sie sollen künftig statt 50 jährlich 500 fl. haben, dafür fällt, was Sie an Grundstück, und unbeweglichen Gütern haben, dem Flecken heim, der Prediger der Nächstenliebe muß nicht gezwungen seyn, seine Worte durch Eintreibung der Abgaben zu widerlegen, auch zerstreut die Sorge einer Wirthschaft, und raubt jene

Zeit, die dem Unterricht der Pflegeempfohlenen gewidmet seyn soll, nicht wahr?

Pfarrer. Dies E. M. habe ich längst mit inniger Trauer bemerkt, und da bis in meinem einsamen Flecken E. M. Leutseligkeit bekannt wurde, und da Allerhöchstdieselbe jeden anhören, der nach Maß seines empfangenen Pfundes nützlich werden will, hab ich mir von den Pfründen in E. M. Erblanden Kenntniß gesammelt, und einen kleinen Entwurf zu ihrer Ausgleichung zu Papier gebracht, den ich E. M. hier unterthänigst überreiche.

## 43.

## Staatsrathssitzung des Kaisers mit dem Papste; Josephs durchgreifende Erklärung ꝛc.*).

Pius VI. war nicht nach Wien gekommen, um nur einzig Segen zu ertheilen, sich den Pantoffel küssen zu lassen, Messen zu lesen, Rosenkränze zu weihen, und Ablaßbreven auszufertigen. Seine Absicht ging viel weiter. Er wollte den Lauf der für ihn so schmerzlichen Reformation hemmen. Daß dieses eine beynahe unmögliche Sache sey, hatte ihn Joseph II., ehe er noch von Rom abging, schon vernehmlich genug zu verstehen gegeben. Er hätte wohl gethan, wenn er einen so bedeutenden Wink beherzigt hätte. Es war leicht vorauszusehen, daß er, anstatt etwas für sich zu gewinnen, durch seine persönliche Stellung am Kaiserhofe nur den Triumph der Reformation verherrlichen würde.

Joseph II. hätte ein Schwachkopf, oder ein blos nach flüchtigen Launen handelnder Monarch seyn müssen, wenn

*) (Pet. Phil) Wolf Geschichte der röm. kathol. Kirche unter Pius VI. (Auszug.)

er sich in seinen Grundsätzen gegen Pius VI. der sich ihm in so vielen Blößen zeigte, nicht hätte behaupten können. Dieser mußte, er mochte von einer Seite angreifen, von welcher er immer wollte, stets weichen, weil sein Gegner zumahl in Deutschland, immer auf den Beyfall aller verständigen Menschen zählen konnte. Toleranz war ein Segen für die Welt, und Joseph gewann dieser einzigen Wohlthat wegen Millionen von dankbaren Bewunderern. Wie hätte also Pius sammt allen Mönchen, die ihm anhingen, zumahl zu einer Zeit, wo sich das menschliche Geschlecht auf verschiedene Weise, theils durch Zufall, und theils durch Begünstigung seiner eigenen Beherrscher allmählich aus dem Zustande von Sklaverey, worinn es Jahrhunderte seufzte, empor zu heben anfing, den so natürlichen und durch die öffentliche Meinung begünstigten Lauf der mit so allgemeinem Beyfall angefangenen Reformation hemmen können?

Der Papst hatte unter solchen Umständen eine ungemein schwere Rolle zu spielen. Er sah sich am kaiserlichen Hofe gleichsam in eine neue Welt versetzt. Man begegnete ihm mit einer Achtung und einer Aufmerksamkeit, auf die er sich nicht versehen hatte. Aber er fand zugleich hohen deutschen Sinn, Offenherzigkeit und festen Character. Wie mußte es nicht dem Italiener und dem Papste ans Herz greifen, als Joseph II. seinem Gaste das erstemahl den großen Fürsten Kaunitz darstellte, und Pius VI. diesem noch einen besondern Beweis seiner Herablassung gegen ihn dadurch geben wollte, daß er ihm seinen Fischerring zum Küssen darstreckte, Kaunitz aber, anstatt sich so weit zu zu erniedrigen, die päpstliche Hand ergriff, und sie nach

deutscher Art drückte! Eine solche Überraschung konnte allerdings den Papst in Verwirrung bringen.

Aber ungleich größer war die Verlegenheit, in der sich Pius befand, so oft er mit Joseph von dem Gegenstande und der Absicht seiner Reise sprechen wollte. Der Monarch, seinen Grundsätzen getreu, hatte sich gleich anfangs so bestimmt gegen den Papst geäußert, daß es dieser in den nachfolgenden Unterredungen kaum mehr wagen durfte, jenes Gegenstandes auch nur mit einem Worte zu erwähnen. Gleichwohl geschah es, daß der heilige Vater zu einer förmlichen Staatsconferenz zugezogen wurde, welche außer Sr. Majestät auch der Fürst Kaunitz, und die Cardinäle Migazzi und Herzan beywohnten. Pius wurde nach dem Hofceremoniel durch den Cardinal Migazzi in das Cabinet eingeführt. An diesen hielt er über die vorwaltenden Irrungen eine sehr hohe pathetische und rührende Anrede, und sprach sehr vieles vom Kirchenrechte. „Ich bin kein Theologe," erwiederte Joseph, als der Papst zu reden aufgehört hatte, „und verstehe das canonische Recht zu wenig. Ew. Heiligkeit werden also verzeihen, daß ich nichts mehr mündlich abhandle, sondern mir ausbitte, daß Sie alles, was Sie mir vorzustellen für nöthig erachten, schriftlich thun lassen, damit ich sodann meine Theologen darüber befragen kann. Was übrigens die von mir gefaßten Entschlüsse über Kirchen und Klöster in meinen Staaten betrifft; so wird, wie ich glaube, der Cardinal Herzan, mein Abgesandter bey Ew. Heiligkeit, Ihnen dieselben bereits kund gemacht, und Sie überzeugt haben, daß meine Absicht dabey gut sey. Was bereits gethan ist, und noch erst geschehen soll, hat alles das Beste meiner Unterthanen zum Augenmerk, das zu befördern ich Gewissenshalber

verbunden bin; und zwar um so mehr, da die neuen Einrichtungen höchst nothwendig sind, und durch keine derselben irgend einer Glaubens- oder Religionslehre zu nahe getreten worden ist. Wollen Ew. Heiligkeit eine weitläufigere Antwort, so belieben Sie nur Ihre Einwendungen schriftlich verfassen zu lassen, und dann soll mein Kanzler dieselben auch so pünctlich und ministerialisch beantworten, und ich werde sie noch zum Unterricht und zur Belehrung meiner Unterthanen drucken und publiciren lassen." Nach dieser Antwort ertheilte Pius dem Kaiser den apostolischen Segen und entfernte sich aus der Conferenz.

Man hätte dem Papste nicht leicht einen schlimmern Streich spielen können, als von ihm zu fordern, daß er sich bloß auf schriftliche Unterhandlungen einschränken sollte. Noch konnte ihm der Inhalt jener berühmten Antwort, womit der Fürst Kaunitz den Nuntius Garampi abfertigte, in frischem Gedächtnisse seyn, und es war so leicht vorauszusehen, daß man päpstlicher Seits ungemein schlecht gegen kaiserliche Minister bestehen würde, die einmahl den kitzlichen Punct getroffen hatten, der nicht berührt werden konnte, ohne den ganzen Körper der römischen Kirche auf eine höchstschmerzhafte Weise zu erschüttern. Man mußte außerdem noch den sehr bedeutenden Zusatz des Kaisers nicht außer acht lassen, wo dieser versichert, daß die schriftlichen Verhandlungen, die gegenseitig gepflogen würden, zur Belehrung und zum Unterrichte seiner Untergebenen durch den Druck öffentlich bekannt gemacht werden sollten. Schon dieser letzte Umstand allein mußte für die römische Parthey abschreckend genug seyn, sich zu oft in schriftliche Erörterungen einzulassen, nachdem man besorgen mußte, daß bey einer

solchen Denkungsart der kaiserliche Hof sich leicht jeder auf solche Weise geschehenen Äußerung gleichsam als eines Triumphes seiner Reformation bedienen könnte, wie dieses denn auch mit den gegenseitigen, zwischen Kaunitz und Garampi schon vorhin gewechselten Noten zum auffallenden Ärgernisse des römischen Hofes geschehen ist.

Zu Unterhändlern wurden von Seite des Papstes der Nuntius Garampi, von kaiserlicher Seite der Kardinal Herzan gebraucht. Beyde waren aber in ihren Grundsätzen und Forderungen so unendlich weit von einander entfernt, daß es zu keinen Resultaten kommen konnte. Nebstdem durfte auch vom kaiserlichen Minister nichts entschieden werden, ohne zuvor die Bewilligung des Monarchen zu haben. So verstrich beynahe ein Monath, ehe Pius noch wußte, woran er sey. Er konnte vielmehr mit jedem Tage auffallender gewahr werden, daß er sich am Ende mit einzelnen Gefälligkeiten, aus blosser Rücksicht gegen seine Person, würde begnügen müssen.

Bey so bewandten Umständen mußte es für Se. Heiligkeit noch eine Art Begünstigung seyn, daß es einigen ungarischen Bischöfen gestattet wurde, sich wegen verschiedener Puncte, worüber sie aus allzuzärtlichem Gewissen durch mehrere kaiserliche Verfügungen beunruhigt waren, unmittelbar selbst mit dem Papste zu besprechen. Diese Bischöfe waren der Primas von Ungarn, Cardinal und Erzbischof von Gran, Joseph Graf von Bathiany, der Erzbischof von Colocza, Adam Padachich von Zajesda, der Bischof von Raab, Franz Zichy, der Bischof von Erlau, Carl Graf von Esterhazy, der Bischof von Agram, Joseph Gallyuff, der Bischof von Bosnien, Mathäus Franz Ker-

tiza, der Bischof von Zips, Carl von Salbeck, der Bischof von Nitre, Johann Rusztinz, der Bischof von Kreutz, Blasius Bosicsovich und der Bischof von Rosenau, Anton von Revay. Was in der Abschiedsaudienz, die diese Bischöfe am 20. April bey Sr. Heiligkeit hatten, verhandelt worden, hatte der Hof, fast sollte man glauben, in der Absicht die unbischöfliche Denkungsart dieser Hirten und die unapostolischen Grundsätze des Papstes zur Schau zu stellen, öffentlich durch den Druck bekannt gemacht.

Am 22. April hatten die nähmlichen Bischöfe eine zweyte Conferenz, welcher auch noch der Bischof von Fünfkirchen, und ein ungarischer Abt beywohnten. Es kam in derselben zur Frage: Ob die anwesenden Bischöfe, ohne weitern Recurs nach Rom zu nehmen, von den ihnen in der vorigen Zusammenkunft ertheilten Facultäten sogleich Gebrauch machen dürften? Auf diese Frage antwortete Se. Eminenz, der Cardinal Primas: Se. Heiligkeit habe sich in einer Tags zuvor gehaltenen Unterredung dahin geäußert, daß sie, sobald sie wissen könnten, daß Se. Heiligkeit wieder in Rom angelangt seyn würden, sich wegen solcher Facultäten schriftlich melden, inzwischen aber im Nothfalle von denselben einstweiligen Gebrauch machen sollen. Auf die weitere Anfrage: Ob erwähnte Facultäten auch den abwesenden Bischöfen zu statten kämen? hieß es, daß sich diese erst um die Bewilligung nach Rom wenden müßten.

Ob nun gleich der Bescheid, den der Papst auf die Anfragen der ungarischen Bischöfe ertheilte, nicht ganz mit der Denkungsart des Kaisers übereinstimmte; so schien doch dieser sehr wohl damit zufrieden zu seyn. Denn er beschenkte den Fürsten Primas mit einem kostbaren Schmuck

und begleitete dieses Geschenke mit folgendem schmeichelhaften Handschreiben:

„Lieber Cardinal Bathiany! Mir ist bekannt, daß Sie nur durch die Überzeugung des Guten, und Ihre Amtspflicht gegen Gott und den Staat, zu derjenigen Verabredung bewogen worden, welche Sie zu meiner vollkommenen Zufriedenheit bey der Gegenwart des Papstes hier mit den Ihnen untergebenen und anwesenden Bischöfen getroffen haben. Das Bewußtseyn, recht und nutzbar gehandelt zu haben, würde Ihnen zwar genug seyn; mir aber ist daran gelegen, daß Jedermann aus diesem Merkmahle, welches ich Ihnen hier überschicke, meine für Sie hegende Denkungsart öffentlich ersehe. Sie werden dem hauptsächlich mitwirkenden Erzbischof von Colozka dieses Ordenskreuz, das unter seiner Adresse hier beyliegt, in meinem Nahmen, sammt der Versicherung meiner vollkommenen Zufriedenheit, daß er Ihnen so treulich an die Hand gegangen ist, übergeben; zugleich auch dem Bischofe von Erlau, den Sie mir besonders angerühmt haben, in meinem Nahmen bedeuten, daß ich ihm das Großkreuz vom heil. Stephans-Orden verleihen wolle, und daß ich von ihm so, wie von allen übrigen Bischöfen, denen Sie ebenfalls mein Wohlgefallen werden bekannt machen, die wohlangemessene eifrige Mitwirkung in allen denjenigen Aufträgen und Veranlassungen erwarte, di: zum Besten der Religion, zur Bildung der Ihnen untergeordneten Priesterschaft, und daraus entstehenden wahren Belehrung und Anleitung des Volkes zu guten Christen und Mitbürgern, allein führen, welches mein einziges und vorzüglichstes Augenmerk ist ꝛc.“

Joseph hatte aber auch Ursache, mit seinen ungarischen Bischöfen zufrieden zu seyn. Bekanntlich waren

diese, nebst dem Cardinale Migazzi, die heftigsten Gegner der Reformation. Ihrer Vorstellungen an den Monarchen, worinn sie sich als Feinde aller Aufklärung und aller Duldung zeigten, ist schon an ihrem Orte erwähnt worden. Sie hätten, da sie zugleich als Magnaten und Reichsstände auf die ungarische Nation einen bedeutenden Einfluß behaupteten, dem Kaiser in mehr als einer Rücksicht gefährlich werden können. Sie mußten geschont werden; und vielleicht dieser Betrachtung ist es zuzuschreiben, daß es ihnen Joseph vorzugsweise erlaubte, sich unmittelbar selbst mit Sr. Heiligkeit wegen ihrer vorgeblichen Gewissenszweifel in Unterhandlungen einzulassen. Wenn man daher ihre vorhin geäußerten Grundsätze mit der Klugheit vergleicht, mit welcher sie dem Papste diese Zweifel vortrugen, und wenn man auch andererseits auf die unverkennbare Mäßigung Rücksicht nimmt, die aus den Antworten des Papstes bey aller sonst auffallenden Empfindlichkeit hervorleuchtet; so konnte der Mornach allerdings mit der Einleitung und Ausführung eines Geschäftes zufrieden seyn, welches für ihn auf eine gewisse Art mit Besorgnissen verbunden seyn mußte.

Ehe Pius von Wien abreisete, hielt er am 19. April noch ein öffentliches Consistorium, welchem, außer dem Kaiser und dem Erzherzoge Maximilian, die Cardinäle Migazzi, Herzan, Firmian und Bathiany beywohnten. Den beyden letztern setzte der Papst bey dieser Gelegenheit die rothen Hüte auf, wofür jeder 30000 fl. bezahlte. Die lateinische Rede, die er in diesem Consistorium hielt, schloß er mit folgenden Worten: „Wir können endlich nicht mit Stillschweigen übergehen, was zu Jedermanns Wissenschaft gelangen soll. Es war Uns nähmlich höchst angenehm,

Se. kaiserl. Majestät, die Wir von jeher schätzten, persönlich zu sehen, um dem Kaiser Unsere besondere Ergebenheit zu bezeugen. Wir haben Unserer Amtspflicht gemäß sehr oft mit ihm gesprochen, und häufigen Anlaß gefunden, sowohl seine ungemein große Leutseligkeit, womit er Uns in seiner kaiserlichen Wohnung mit allen Ehrenbezeugungen aufgenommen, und täglich bewirthet hat, als auch seine besondere Gottesfurcht, seine hohen Verstandeskräfte, und seine unermüdete Thätigkeit in Geschäften zu bewundern. Ein gleicher Trost für unser väterliches Herz war die Bemerkung, daß Frömmigkeit und Religion nicht nur in dieser prachtvollen Hauptstadt, sondern auch bey allen Völkern der kaiserlichen Staaten, die Wir auf Unserer Hieherreise zu sehen Gelegenheit hatten, in ihrer ganzen Reinigkeit sich erhalten haben. Aus dieser Ursache werden Wir auch niemahls aufhören, diese Frömmigkeit und Religion anzurühmen, und durch Unser beständiges Gebet zu unterstützen. Wir wollen auch den allmächtigen Gott auf das dringendste bitten, daß er, der Niemand, wer zu ihm seine Hände ausstrecket, verläßt, sie in ihrem eigenen Vorhaben bestärken, und mit dem fruchtbaren Thau seines himmlischen Segens überschütten möge."

Die Frage: In wie weit der Papst seine Absicht erreicht habe? wurde nicht lange nach dessen Abreise aus Wien von dem Kaiser selbst durch das Edict vom 30. Mai an alle Länderstellen beantwortet.

## 44.

## Mozart bey Hofe; Josephs Urtheil über ihn.

An seinen Vater schrieb Mozart:

Wien den 26. Dezember 1781.

Alle Tage früh um 6 Uhr kommt mein Friseur, und dann schreib ich bis 10 Uhr. Um 10 Uhr habe ich die Stunde bey der Frau von Trattner, um 11 Uhr bey der Gräfinn Rombeck, und jede gibt mir für zwölf Lectionen sechs Ducaten. — Wenn Sie einem so elenden Buben glauben können, daß es wahr sey, daß ich bey Hofe und bey der ganzen Noblesse verhaßt sey, so schreiben Sie nur an Herrn von Strack, Gräfinn Thun, Gräfinn Rombeck, Baroninn Waldstätten, Herrn von Sonnenfels, Frau von Trattner, enfin an wen Sie wollen. Unterdessen will ich Ihnen nur sagen, daß der Kaiser letzthin bey der Tafel das größte Eloge von mir gemacht hat, mit den Worten begleitet: „C'est un talent decidé," und vorgestern, als den 24., habe ich bey Hofe gespielt. Es ist noch ein Clavierspieler hier angekommen, ein Italiener, er heißt Clementi. Dieser war auch hinein berufen. Gestern sind mir für mein Spiel 50 Ducaten geschickt worden.

Nun von Clementi. — Dieser ist ein braver Cembalist, damit ist aber auch Alles gesagt. — Er hat sehr viele Fertigkeit in der rechten Hand, seine Hauptpassagen sind die Terzen — übrigens hat er um keinen Kreuzer weder Geschmack noch Empfindung — ein bloßer Mechanicus.

Der Kaiser that bey dem Concert (nachdem wir uns genug Complimente machten) den Ausspruch, daß Er zu spielen anfangen sollte. **La santa Chiesa catholica**, sagte der Kaiser, weil Clementi ein Römer ist. — Er präludirte und spielte eine Sonate. — Dann sagte der Kaiser zu mir: **Allons**, d'rauf los! — Ich präludirte auch, und spielte Variationen. — Dann gab die Großfürstinn Sonaten von Paesiello (miserabel von seiner Hand geschrieben) her, daraus mußte ich die Allegro und er die Andante und Rondo spielen. — Dann nahmen wir ein Thema daraus, und führten es auf zwey Pianoforten aus — Merkwürdig ist dabey, daß ich für mich das Pianoforte der Gräfinn Thun geliehen, ich aber nur, als ich allein gespielt, darauf gespielt habe, weil es der Kaiser so gewollt. — Das andere Pianoforte war verstimmt, und drey Tasten blieben stecken. — „Es thut nichts," sagte der Kaiser. — Ich nehme es so, und zwar an der besten Seite, daß nähmlich der Kaiser meine Kunst und Wissenschaft in der Musik schon kennt, und nur den Fremden recht hat verkosten wollen. Übrigens weiß ich von sehr guter Hand, daß er recht zufrieden war, denn der Kaiser war sehr gnädig gegen mich, und hat Vieles heimlich mit mir gesprochen, — auch sogar von meiner Heirath.

Der vortreffliche Tonsetzer Ditters von Dittersdorf, hatte mit dem Kaiser eine Unterredung über Mozart und Clementi. Dittersdorf schrieb dieselbe sorgfältig und gewissenhaft auf, möglichst Wort für Wort. Es war im Jahre 1786. Vernehme man dieses merkwürdige Gespräch!

Der Kaiser. Wie gefällt Ihnen Mozarts Spiel?

Ich. Wie es jedem Kenner gefallen muß.

K. Einige ziehen Clementi dem Mozart vor. Ihre Meinung?

I. In Clementi's Spiele herrscht viel Kunst und Tiefsinn, in Mozarts nebst Kunst und Tiefsinn außerordentlich viel Geschmack.

K. Das sage ich auch. Was sagen Sie zu Mozarts Composition?

I. Er ist unstreitig ein großes Originalgenie, und ich habe noch keinen Componisten gefunden, der einen so erstaunlichen Reichthum an neuen Gedanken besäße. Ich wünschte, er wäre nicht damit so verschwenderisch. Er läßt den Zuhörer nicht zu Athem kommen; denn kaum will man einem Gedanken nachsinnen, so steht schon wieder ein anderer da, der den erstern verdrängt, und das geht immer in Einem fort, so daß man am Ende keine dieser wahren Schönheiten im Gedächtnisse aufbewahren kann.

K. Wahr. Nur in Theaterstücken dünkt mich, daß er öfters zu viele Noten anbringt, worüber die Sänger sich sehr beklagen.

I. Wenn man aber die Gabe besitzt, durch Harmonie und Geschicklichkeit im Begleitungsspiele den Sänger doch nicht zu verdecken, so halte ich das für keinen Fehler.

K. **Distinguo.** Wenn man die Gabe besitzt, die Sie in Ihrem Hiob gezeigt haben. — Hören Sie! Ich habe

zwischen Haydn und Mozart eine Parallele gezogen. Ziehen Sie auch eine, damit ich sehe, ob sie mit meiner übereinstimmt.

J. Wenn es seyn muß, bitte ich Ew. Majestät, mir eine Urfrage zu erlauben.

K. Auch das.

J. Was ziehen Ew. Majestät für eine Parallele zwischen Klopstocks und Gellerts Werken?

K. (Pause) Hm! daß beyde große Dichter sind — daß man Klopstocks Gedichte öfters als ein Mahl lesen müsse, um alle Schönheiten zu entschleyern — daß Gellerts Schönheiten schon beim ersten Anblicke ganz enthüllt da liegen.

J. Nun haben Ihro Majestät Ihre Frage selbst beantwortet.

K. Mozart wäre also Klopstock, Haydn Gellert?

J. So halte ich dafür.

K. Ich kann nichts einwenden.

J. Darf ich so kühn seyn, um die Parallele Ew. Majestät zu fragen?

K. Ich vergleiche Mozarts Composition mit einer goldenen Tabatiere, die in Paris gearbeitet, und Haydns mit einer, die in London verfertigt ist. Beyde schön; die erste ihrer vielen geschmackvollen Verzierungen, die zweyte ihrer Simplicität und ausnehmend schönen Politur wegen. Auch hierin sind wir fast einerley Meinung.

(Nissen Biographie Mozarts)

## 45.

## Die ersten Spuren des Jacobinismus unter Joseph; die Zauberflöte als Allegorie der Revolution.

„Es ist fast unglaublich,“ sagt der Verfasser einer bereits seltenen kleinen Schrift *), „daß nicht schon vor dem Jahre 1789, eine jacobinische Verbrüderung sollte da gewesen seyn **). Die außerordentliche Gährung in der Versammlung der Stände in jenem Lande, die Kühnheit ihrer Antworten und Adressen an den Thron, und viele andere Dinge, die nicht hieher gehören, zeugen für diese Vermuthung.

Doch in Wien findet man keine Spur, daß es vor dem Jahre 1789 eine eigentliche Verbindung gab, deren Plane von dem Umfange waren. Man richtete auch damahls keine Aufmerksamkeit auf dergleichen Dinge *), denn

*) Geheime Geschichte des Verschwörungs-Systemes der Jacobiner ꝛc. für Wahrheitsfreunde, London 1795. Octav; 56 Seiten.

**) In Österreich, und namentlich in Wien.

***) Kaiser Joseph aber wohl, und gewiß mehr als sonst Jemand in Österreich. Ein Geist wie der seinige erkannte

man lebte noch in jener glücklichen Unbefangenheit, in jener süssen Unbekanntschaft mit Ruhestörern und Verschwörungen, die jetzt so sehr verschwunden ist. Man konnte reden und schreiben, was man wollte, und die Polizey hatte nur auf Beutelschneider, Diebe, und wie die Betrüger dieser gröbern Art sonst heißen mögen, ein wachsames Auge.

Gutmüthigkeit und eine besondere Vorliebe für Fremde waren von jeher in dem Character der Bewohner dieser Stadt. Man nahm also gewisse Reisende um desto besser auf, da sie mit guten Empfehlungen versehen und Leute von Kopf waren. Sie wurden in die angenehmsten und geistreichsten Zirkel geführt, ohne daß man nur ahnete, welches Gelichters sie waren. Hier hatten sie Gelegenheit, viele Menschen zu sehen, kennen zu lernen und an sich zu ziehen. Die Aufmerksamkeit der jüngern in der Gesellschaft fesselten sie sehr bald. Die Kunst zu überreden, die sie hinreichend besaßen, gelang ihnen um desto mehr, je tiefer ihre Entwürfe in ihrem Innern lagen, und je stärker sie

---

und durchschaute die Wirkungen, und den Einfluß desselben auf seine Staaten. Indeß . . er befand sich leider schon am Rande des Grabes. Wäre er, und in ungeschwächter Geisteskraft nur noch wenige Jahre am Leben geblieben: ohne Zweifel hätte durch seine Thätigkeit die ganze französische Revolution einen andern Character angenommen, ihre ganze Richtung geändert; und wie ganz anders stünde es jetzt um die Lage der Welt, und Österreichs insbesondere! Von Bonaparte-Napoleon hätte man vielleicht nie ein Wort gehört.

Anm. des Herausg.

davon durchdrungen waren. Ich zweifle daran, daß sie damahls nur ahneten, welche schreckliche, unübersehbar schreckliche Folgen für die Menschheit, die Ausführung ihrer Ideen nach sich ziehen könnten, die sie im Feuer der herrschsüchtigsten und ehrgeizigsten Leidenschaften gebrütet hatten; denn sie waren noch zu offen, und ließen sich zu sehr von dem hinreißen, was so wild in ihrem Innern gährte. Es ward viel von der Geistesgewalt geredet, die Menschen über Menschen auszuüben vermöchten. Man hörte nicht selten, mit diesen oder andern Worten einen Satz behaupten, den ich aber mehrere Jahre nachher erst ganz verstand:

„Wenn es drey Menschen geben könnte," so hieß es, „die nach dem gemeinen Ausdrucke, ein Herz und eine Seele wären; deren Wesen so innigst in einander verwebt wären, daß sie stets ein Interesse leitete, ein Wunsch beseelte und ein Plan durchglühte, aber drey Menschen von überwiegenden Geisteskräften, — sie könnten Herren einer Welt werden."

Natürlich, daß Männer mit solchen Ideen, mit diesen Talenten und der Überredungskunst, Anhänger einer Verbindung verschaffen mußten, deren Zwecke so schön ausgeschmückt und doch dabey so schmeichelhaft für den träumenden Jüngling waren.

Doch unbemerkt und klein schien diese unselige Verbrüderung bis jetzt zu seyn, obgleich sie schon Zusammenkunftsörter hatten, wo aber sehr wenige den Eintritt haben konnten, indem nur die obern Leiter mit einander Umgang hielten. Die übrigen wurden an einer Kette gezogen, die ihnen unsichtbar war, und manche wußten vielleicht selbst nicht, in was für einer Verbindung sie standen. So gering

nun auch die Anzahl der Mitglieder seyn mochte, so mußte doch schon eine Art von Casse vorhanden seyn, woraus verschiedene Unkosten bestritten wurden. Es waren zum Beyspiele zwey junge Leute, als stets residirende Emissairs in Paris angestellt, mit 600 Kaisergulden jährlichen Gehalt ein Jeder. Ihr Auftrag soll gewesen seyn, die nöthigen Unterhandlungen mit den dortigen Freunden und Mitbrüdern zu betreiben, und treue Berichte von den jedesmahligen Ereignissen abzustatten. Man hat nachher erfahren, daß sie unter den Trümmern der Parthie Mirabeaus, und nach ihm, der des Lafayette und Clermont-Tonnere mit umgekommen sind.

Hier muß ich auch bemerken, daß bey den ersten Fortschritten der Verbindung, nur sehr wenige Eingeborne aufgenommen wurden, oder sich aufnehmen ließen; meistens hielt man sich an Fremde, von welchen es in einer so großen Stadt wimmelt.

Bald nach der Revolution in Frankreich, fing man an von einer Propaganda zu reden, die sich in allen Ländern verbreitet hatte, und dem dort herrschenden Systeme Anhänger verschaffen sollte. Der Beweise ihres Daseyns gibt es leider nur zu viele. Doch die ersten Apostel, die davon nach Wien kamen, waren weiter nichts, als plumpe, aufbrausende Jacobiner, die sehr bald entdeckt wurden, und auch nicht viel Schaden anrichten konnten. Sie hatten mit den Verschwornen, von welchen hier die Rede ist, gar nichts gemein; diese gaben sich auch nicht mit ihnen ab, im Gegentheile denuncirten sie manche und besorgten aus Politik ihre Verhaftnehmung. Die heimliche Verschwörung in Wien bedurfte keiner Propaganda; sie stand mit den Häuptern des Unwesens in Frank-

reich in zu genauer Verbindung, und ihre Plane waren zu weit aussehend, als daß ihnen das armselige Gewäsche einiger Democraten in den Caffehhäusern, hätte nützen können.

Sie verhielten sich bis jetzt noch in einer Art von Waffenstillstand, und nahmen auch selbst an den im Jahre 1790 entstandenen Unruhen in Ungarn wenig oder gar keinen Theil, weil hier eine ganz andere Sache im Spiele war, als daß sie ein Interesse dabey hätten finden können. Die Verhaftungen verschiedener verdächtigen Fremden, von welchen die meisten schon wieder los, aber des Landes verwiesen sind; die Zerstörung und Entdeckung eines Klubbs, der aus lauter Hausoffizieren und Bedienten französischer Nation bestand, unter welchen selbst einige Leute im Dienste des Fürsten Kaunitz waren; alles dieß hatte noch nichts mit der viel verborgenern, viel gefährlichern Secte gemein. Ja, man entfernte sich dadurch nur noch mehr von der Spur, auf welcher man sie hätte entdecken können; denn es gab keine größern Feinde der Jacobiner, keine eifrigeren Nachforscher, diese aufzufinden, als gerade sie, von deren furchtbaren Existenz man eigentlich noch nichts ahnete. Bey der Zerstörung jenes Klubbs glaubte man sich ganz sicher, denn man wußte nicht, daß man nur auf die dümmern, die minder gefährlichen, die subalternen Bösewichter gestossen war, und die großen ganz verfehlte.

Die heimlichen Ruhestörer unterließen auch nicht, schon seit mehrern Jahren Gedichte und Zettel auszustreuen, die theils offenbar aufrührerisch waren, theils nur dazu dienen sollten, die öffentliche Stimmung für ihr Unwesen empfänglich zu machen. Zu Tausenden wurden

solche saubere Blätter verbreitet. In allen Autoren suchten sie nach, um etwas zu finden, das in ihren Kram taugte. Von den ganz groben und tollen dieser im Dunkeln fliegenden Papiere will ich keines anführen. Nur zwey Gedichte will ich erwähnen, um zu beweisen, welchen außerordentlichen Schaden das Genie anstiften kann, wenn es durch falsche Schwärmerey oder durch Bosheit verleitet wird, seine Schwungkraft zum Giftmischen anzuwenden. Das erste ist von Schubart, dem ältern; ward bereits vor vier Jahren *) in Wien des Nachts ausgestreut und mit Entzücken aufgenommen. Der Titel ist:

### Der Aderlaß.

„Du bist so heiß, o Blut!
So heiß! Was sprudelst du in dieser ird'nen Schale?
Hast du noch Gluth, noch Sonnengluth?
Zuckt Freyheit noch in deinem rothen Strahle?

* * *

O Arzt, so binde du
Nur schnell mit deiner Binde
Die offne Wunde wieder zu,
Denn Freyheit ist des Deutschen größte Sünde.

* * *

Doch willst du nimmer heiß
O Blut! aus deinen Adern schießen?
Willst, frostig wie zerschmolz'nes Eis
Vom nackten Fels in kalten Tropfen fließen?

* * *

So fließe, fließe nur;
Kein Fürst wird deine Kälte strafen,
Denn kalte, frostige Natur
Schickt sich allein für arme deutsche Sclaven."

*) 1790.

Jünglinge und Mädchen griffen begierig nach diesen Versen. Sie lernten sie auswendig; sie declamirten sie sich einander mit einer Art von Begeisterung vor. Tonkünstler und Dilettanten machten Melodien dazu rc. Man bekümmerte sich damahls um dergleichen nicht viel, denn man war noch nicht zu der unseligen Nothwendigkeit, wie jetzt, gezwungen, auf die geringste Kleinigkeit und den unbedeutendsten Vorgang in dieser Stadt ein wachsames Auge zu verwenden.

Das zweyte Gedicht ist von einem der ersten und beliebtesten Dichter unserer Nation.

## Die Todte.

1.

Für Tugend, Menschenrecht und Menschenfreyheit sterben,
Ist höchst erhabner Muth, ist Welterlösers Tod!
Denn nur die Göttlichsten der Heldenmenschen färben
Dafür den Panzerrock mit ihrem Herzblut roth.

2.

Am höchsten ragt an ihm die hohe Todesweihe
Für sein gedrücktes Volk, – für Vaterland hinan.
Dreyhundert Sparter ziehn in dieser Heldenreihe,
Durchs Thor der Ewigkeit den übrigen voran.

3.

Der Tod für Freund und Kind und für die süße Holde,
Ist – wo nicht immer groß – doch rührend stets und schön;
Denn er ist Todesgang, den, nicht erkauft mit Golde,
Im Drange des Gefühls, nur edle Menschen gehn.

4.

Für blanke Majestät, und weiter nichts verbluten,
Wer das für groß, für schön und rührend hält, der irrt;
Denn das ist Hundewuth, die eingepeitscht mit Ruthen
Und eingefüttert mit des Hofmanns Brocken wird.

5.

Sich für Tyrannen gar hinab zur Hölle balgen,
Das ist ein Tod, der nur der Hölle wohlgefällt;
Wo so ein Held erliegt, da werde Rad und Galgen
Für Straßenräuber und für Mörder aufgestellt.

Besonders bemühte man sich, mit einer Art von Leidenschaft die Aufmerksamkeit vieler Menschen, hauptsächlich der Jünglinge, auf die Begebenheiten von Frankreich zu ziehen. Kupferstecher, Künstler aller Art mußten das Ihrige dazu beytragen. Auf den Theatern gab es unzählige Allegorien, die nur die Unterrichteten verstehen konnten. Das geheimnißvolle Wesen, das man dabey affektirte, war wiederum Plan, denn die Führer und Leiter des Ganzen wußten sehr wohl, daß alles Geheimnißvolle den Enthusiasmus erhöht, ja oft erzeugt. So ist zum Beyspiel (solltet ihr es wohl glauben) die ganze Oper, die berühmte, allgemein bekannte Zauberflöte, eine Allegorie auf die französische Revolution, nach ihrer Lage in den Jahren 1789 — 90 und 91, in welchem letztern dieses Stück zum erstenmahle in Wien auf dem sogenannten Wiedner-Theater gegeben ward. Doch dem guten Mozart wollen wir deßwegen nichts zur Last legen; er war nur der Schöpfer der vortrefflichen Musik, und hatte mit dem übrigen Baue des Stückes nichts zu schaffen. Sehr wahrscheinlich war er ganz mit der Idee unbekannt, die im Hinterhalte liegt. Daher kommt so Manchem, der nicht unterrichtet ist, der Gang des Stücks lächerlich, ungereimt und abgeschmackt vor. Der Beyfall, den es in Wien erhielt, war also aus doppelter Rücksicht so außerordentlich groß, theils wegen der schönen Musik, theils wegen des versteckten Sinns. Zwey und sechzigmahl nach einander

ward es aufgeführt, und immer blieb der Zulauf derselbe. Um sieben Uhr fangen in Wien die Schauspiele an; doch in den ersten vierzehn Tagen der Vorstellung der Zauberflöte, mußte man schon um fünf Uhr seinen Platz suchen, denn etwas später mußten die Menschen zu Hunderten abgewiesen werden, weil das Haus voll war. Erst in der dritten Woche konnte man es so weit bringen, daß man um sechs Uhr mit Mühe ein Plätzchen sich erkämpfte. Natürlich wurden immer mehr Menschen mit den darin liegenden Anspielungen bekannt, bis endlich folgende schriftliche Andeutungen entdeckt wurden, wodurch auch die profane Welt des Glücks theilhaftig wird, Licht zu erhalten. Die Allegorie gehört freylich nicht zu den sinnreichsten, aber zur Beförderung der heimlichen Zwecke hielt man sie immer für sinnreich genug.

P e r s o n e n.

| | |
|---|---|
| Die Königinn der Nacht. | Die vorige Regierung. |
| Pamina, ihre Tochter. | Die Freyheit, welche immer eine Tochter des Despotismus ist. |
| Tamino . . . . . . . | Das Volk. |
| Die drey Nymphen der Königinn der Nacht. | Die Deputirten der drey Stände. |
| Sarastro. . . . . . | Die Weisheit einer bessern Gesetzgebung. |
| Die Priester des Sarastro. | Die Nationalversammlung. |
| Papageno . . . . . | Die Reichen. |
| Eine Alte . . . . . . | Die Gleichheit. |
| Monastatos, der Mohr . | Die Emigranten. |

Sclaven . . . . . . . Die Diener und Söldner der Emigranten.

Drey gute Genien . . . Klugheit, Gerechtigkeit und Vaterlandsliebe, welche Tamino leiten.

Die Idee, die diesem Stücke zum Grunde liegt, ist: Die Befreyung des französischen Volkes aus den Händen des alten Despotismus durch die Weisheit einer bessern Gesetzgebung.

## Gang des Stückes.

Tamino wird von einer ungeheuren Schlange (dem bevorstehenden Staatsbanqueroute), die ihn zu verschlingen droht, verfolgt. Die Königinn der Nacht will ihn gern retten, da auf der Existenz des Tamino auch die ihrige beruht. Sie kann es aber nicht allein, und braucht daher ihre drey Nymphen dazu, die auch das Unthier vernichten. Tamino bricht in lautem Dank gegen seine Erretterinnen aus, und erhält von ihnen noch überdieß ein vorzügliches Geschenk, eine Zauberflöte. (Die Freyheit, für sein Bestes sprechen und sich beklagen zu dürfen.) Zugleich trägt ihm aber die Königinn auf, ihre Tochter aus den Händen eines grausamen, wollüstigen und tyrannischen Königs, des Sarastro, zu befreyen, der sie ihr geraubt habe, und in einer Höhle verborgen halte. Um den Tamino desto mehr zu diesem Unternehmen zu entflammen, verspricht sie ihm diese Tochter dann zur Ehe; welches aber ihr wahrer Ernst nicht ist, da sie schon längst dem Monastatos von der Königinn zur Gemahlinn versprochen worden ist. Tamino schwört der Königinn, alle Kräfte anzuwenden, ihr die geraubte Tochter wieder zu schaffen.

Die Königinn läßt ihm durch die Nymphen sagen, daß er sich bey seinem Abenteuer nur ganz auf die Leitung dreyer guter Genien verlassen sollte. Nun tritt er wirklich in Begleitung des Papageno (der Reichen, die, wie bekannt, darum, daß sie vor der Revolution so sehr vom Adel und der Geistlichkeit zurückgesetzt wurden, sehr gern durch ihren Einfluß die Staatsveränderung bewirken halfen) seine Reise in die Staaten des so sehr verschrienen Sarastro an. Aber wie erstaunt er, als er in diesem gerade das Gegentheil von dem findet, was er erwartet hatte! Sarastro ist zwar ein mächtiger und glänzender König, aber diese Macht und dieser Glanz sind nicht auf den Ruin der Unterthanen, nicht auf den Schweiß und das Blut seines Volkes, sondern auf die beste Regierungsform gegründet, daher ihn auch seine Unterthanen innig lieben, und unter seinem weisen Scepter höchst glücklich sind. Er erscheint auf einem von wilden Thieren gezogenen Triumphwagen; anzudeuten, daß gesetzgebende Weisheit die natürliche Rohheit des Menschen mildert, und daß ihr die ganze Welt mit Freuden sich unterwirft.

Statt den Tamino, wie dieser glaubte, feindselig zu behandeln, kommt ihm Sarastro mit Liebe entgegen; sagt ihm, daß er von der Königinn der Nacht betrogen, offenbar in sein Unglück rennen würde, wenn er Willens wäre, den Versuch zur Ausführung seines Vorsatzes zu wagen, und biethet ihm freywillig an, ihn in den Tempel der Ehre und Glückseligkeit zu führen, wenn er ihm folgen wollte. Tamino, gerührt von der Güte des trefflichen Alten, überzeugt von der Wahrheit seiner Äußerungen, überläßt sich nun mit ganzer Seele dem Sarastro; besonders da ihm dieser feyerlich verspricht, ihm die holde

Pamina zur Ehe zu geben. Sarastro beruft nun seine Priester zusammen, um ihnen vorzutragen, daß er den Tamino werth halte, in den Tempel der Ehre und des Glückes aufgenommen zu werden, und läßt sie darüber stimmen. Auch diese halten ihn einstimmig dessen würdig; ihre Verhandlungen darüber drücken sie durch weit schallende Sprachröhre aus, zum Zeichen, daß sie an den ganzen Erdboden gerichtet sind.

Auch erleuchten die Priester bey der Aufnahme des Tamino die grausenvollsten Örter mit Fackeln, anzudeuten, daß endlich auch die Fackel der Aufklärung in die finstersten Gegenden des Weltalls dringe. Ehe aber Tamino wirklich in den Tempel des Glückes gelangen kann, muß er sich alle die mühseligen Vorbereitungen gefallen lassen, welchen ein jeder Eingeweihte sich unterwerfen mußte.

Hierher gehört, das ihm auferlegte Schweigen, das Verweilen an grausenvollen Örtern, und endlich die fürchterliche Probe des Feuers und des Wassers. Alles das besteht Tamino, überzeugt von der Güte des alten Sarastro, mit dem standhaftesten Muthe, und wird endlich mit seiner Pamina in den Tempel des Glücks aufgenommen, wo sie seine Gattinn wird. Sein Begleiter Papageno, der Anfangs, so lange das Abenteuer recht nach Wunsche ging, gutes Muths, und selbst prahlerisch war, ist im Grunde ein schwacher und roher Mensch, der, so gern er auch glücklich seyn möchte, doch jede Anstrengung und Schwierigkeit haßt, und besonders sich nicht gern etwas versagt. Während Tamino geduldig alle auferlegten Proben aushält, denkt er nur auf seine plumpen Vergnügungen, Fressen und Saufen. Er sieht indeß bald ein, daß alles dieß doch nicht wahrhaft glücklich macht, und will daher,

seines Lebens satt und furchtsam vor kommenden Gefahren, sich aufhängen. Zur rechten Zeit wird er jedoch noch durch die guten Genien eines Bessern belehrt, und gibt, wie wohl immer höchst ungern, dem alten Weibchen (der Gleichheit, als der ältesten Eigenschaft des menschlichen Geschlechtes) seine Hand, das sich nun wieder in ein holdes Mädchen verjüngt, und den Papageno glücklich macht.

Das Auszeichnende an Papageno ist: schöne Federn über den ganzen Leib, wegen seiner Eitelkeit. Die Hirtenpfeife bezeichnet seine Rohheit, und das Glockenspiel, (wornach alles tanzen muß, als eine Wirkung des Reichthums) gleicht dem Schalle des Goldes, das in den Händen der Reichen circulirt.

Monastatos (die Emigranten) sucht auf alle Weise dem Glücke des Tamino Hindernisse in den Weg zu legen, durch List und Trug, auch durch Gewalt; so daß er am Ende die Pamina gar tödten will. Aber Sarastro straft ihn dafür. Noch einmahl rafft er seine letzten Kräfte, um mit der Königinn der Nacht einen Sturm auf den Tempel des Glückes zu wagen; aber er wird mit ihr auf ewig in den Abgrund gestürzt, nachdem er vorher feyerlich geschworen hat, daß er mit seiner Geliebten und ihm an Schwärze gleichenden Königinn stets verbunden bleiben wolle.

Die wilden Thiere, die auf die süßen Töne der Flöte ihre Wildheit auf einige Zeit ablegen, sind Löwen, Wappen der Niederlande; Leoparden, England; Adler, Österreich, Rußland und Preußen. Die übrigen bedeuten die kleinern Staaten.

Mancher wird sich vielleicht wundern, wie es möglich ist, daß eine Verbindung, oder vielmehr Verschwörung so lange unentdeckt blieb, die von dem außerordentlichen Umfange war, und über so weitläufige Länder sich ausdehnte. Doch wenn man die Art und Weise kennen lernt, wie die furchtbare Kette an einander hing, so begreift man es bald. Sehr lange dauerte es, ehe einer, der erst aufgenommen war, einen andern der Verbindung kennen lernte, als denjenigen, welcher ihn aufgenommen, und so auch jenen, welchen er selbst wiederum angeworben hatte. Die Bekanntschaft unter einander war nicht wechselseitig. Nur die, welche an der Spitze der Verschwörung standen, übersahen die ganze Kette. Die untersten im Range hingegen, konnten nicht weit sehen. Daher kommt es auch, daß die Entdeckungen so langsam und allmählig geschehen und daß manche, die vor einem Jahre schon hätten flüchten können, ganz ruhig auf ihrem Posten blieben, in der Überzeugung, daß man sie nicht der Finsterniß entreißen könnte, in welche sie sich hüllten. Man setze nun noch hinzu, daß sehr oft diejenigen, welche den Auftrag bekamen, sie zu entdecken, zu den Häuptern gehörten; und man wird sich gar nicht mehr wundern, wie sie sich verborgen halten konnten. So war zum Beyspiel ganz kürzlich einer der ersten Polizeybeamten in Lemberg entlarvt, und nach Wien geführt.

Schließlich muß ich noch anmerken, daß das Volk noch ganz und gar keinen Theil genommen hat, an diesen Verräthereyen und Verschwörungen. Im Gegentheile äußert es seinen lebhaften Unwillen darüber."

## 46.

## Begegnungen mit Friedrich v. der Trenck; Josephs Antwortschreiben an ihn.

Nicht lange nach seinem, man kann wohl sagen, beyspiellosen Magdeburger-Gefängniß, befand sich dieser an Körper und Geist gleich staunenswerthe Kraftmann und Abenteurer in Wien, an seinen nicht weniger als 63 Prozessen zu laboriren. Im 2. Bande seiner Lebensgeschichte erzählt er:

Ich ging einst in Wien nach meiner Krankheit auf dem Walle spazieren. Die Frühlingsluft, der heitere Himmel, erfüllten meine Seele mit Empfindung der edeln Freyheit; eine gewisse Art der Freude, die ich Niemand schildern kann! Die Lerche trillerte ihr Morgenlied, und mein Herz pochte schnell mit jedem Pulsschlage. Das wallende Blut rollte schnell in meinen Adern — kurz gesagt! in diesem Augenblicke empfand ich, daß ich ein Mensch war.

Nun begegne mir, was immer noch geschehen kann, dacht ich bey mir selbst; wenn nur meine Füße, mein Wille, mein Herz nicht gefesselt sind, und wenn ich nur die Sonne als ein freyer Mensch sehen, oder so wie diese Lerche sich willkührlich von der Erde entfernen kann, wo unserer Freyheit Netze gestellt werden. Hier dankte ich Gott mit gerührter Seele, beschloß, von Wien zu entfliehen, und mir einen Winkel zu suchen, wo die Tugend keine Fürstenmacht noch Verläumder und Machtsprüche zu fürchten hat.

Kam ich in große Gesellschaft, so betäubte mich alles Geschwätz, und die vielen Lichter wirkten so lebhaft auf meine Augennerven, daß ich mit Kopfschmerzen und Eckel schwermüthig nach Hause ging.

Nun ereignete sich die Gelegenheit zufällig, daß ich meinen Zweck erreichen konnte.

Der Feldmarschall Loudon reisete nach Aachen, um daselbst die Bäder zu brauchen. Diesen Mann hatte ich allezeit verehrt, auch persönlich geliebt, da er noch Pandurenhauptmann bey meines Vetters Regiment war. Er nahm Abschied von der Oberhofmeisterinn Gräfinn Paar. Ich kam dazu; gleich darauf trat die Monarchinn in das Zimmer; man sprach von Loudons Reise, und sie sagte mir: Trenk! Ihnen wäre das Bad in Aachen auch nothwendig, um ihre Gesundheit herzustellen. Gleich war ich bereit, folgte ihm in ein paar Tagen nach, und begleitete ihn sodann bis dahin, wo wir gegen 3 Monathe blieben.

Wir waren daselbst Beyde seltsame Geschöpfe. Ihn wollte Jedermann wegen seines großen Kriegsglückes, mich aber wegen meines überstandenen großen Unglückes kennen lernen. — Die Gesellschaft dieses ehrwürdigen Mannes war eine Erquickung für meine mißvergnügte Seele. Er kannte Wien so gut, als ich aus geprüfter Erfahrung, und hatte durch Großmuth und Standhaftigkeit seine Feinde besiegt; sein Schicksal also seinem eigenen Betragen zu danken.

Die Lebensart in Aachen und Spaa gefiel mir, wo Menschen aus allen Ländern auftreten; und auch regierende Fürsten, um nicht allein zu bleiben, mit Menschen von allerhand Ständen und Gattung Umgang suchen müssen. Ich fand daselbst in einem Tage mehr Freunde,

mehr Achtung, mehr Vergnügen, als ich in meinem ganzen Leben in Wien gefunden habe.

Kaum war ich 4 Wochen daselbst, so ließ mir die Oberhofmeisterinn Gräfinn Paar, welche bis zum Grabe meine Freundinn und Beschützerinn war, schreiben — daß Ihre Majestät die Kaiserinn gesorgt hätten, und mich glücklich machen würden, sobald ich nach Wien zurück käme. Ich forschte durch Kundschafter, worin dieses Glück bestehen sollte, konnte aber nichts entdecken, hoffte also Alles von meiner Monarchinn, die mein Schicksal kannte. Indessen starb der Kaiser Franz in Innsbruck. — Dies beschleunigte die Rückreise des Generals Loudon, und ich folgte ihm auf dem Fuße nach Wien.

Gleich ging ich zur Gräfinn Paar, und durch sie erhielt ich in wenig Tagen eine Audienz.

Die Monarchinn betrachtete mich mit gnädigen Blicken und redete mich mit folgenden Worten an — — Trenk! ich will ihm zeigen, daß ich Wort halte; ich habe für sein Glück gesorgt, ich will ihm eine reiche, sehr vernünftige Frau geben.

Gnädigste Souverainin! war meine Antwort, ich kann mich nie entschließen zu heirathen. — Und wenn es je geschehen sollte, so habe ich bereits in Aachen gewählt! — Wie? hat er schon eine Frau? — Nein, Ew. Majestät, noch nicht. — — Ist er versprochen? — — Ja. Ew. Majestät. — Das hat nichts zu bedeuten; Ich will Alles ausmachen; denn Ich habe ihm die reiche Wittib des Herrn von N. N. bestimmt, die mit meiner Wahl zufrieden ist. Ein gescheidtes Weib, und sie hat 50,000 fl. Einkünfte. Er braucht eben eine solche Frau, um ruhig zu leben.

Ich erschrack, der liebenswürdige Gegenstand war eine 63jährige alte Bethschwester, ein Weib, das ich genau kannte, das im höchsten Grade vom Geize beseßen, und dabey dumm und zänkisch war. — Ich erschrack und antwortete: — Ich muß Ew. Majestät die Wahrheit sagen — diese möchte ich nicht, und wenn sie alle Schätze der Erde besäße. — Ich will nicht unglücklich, sondern glücklich seyn. — In Aachen habe ich gewählt, und mein Ehrenwort gegeben, und ich will auch ein ehrlicher Mann bleiben. — Hiermit hatte die Audienz eine Ende. Die erzürnte Monarchinn, die es wirklich gut meinte, sagte mir mit einer gewissen Verachtung: Sein Eigensinn verursacht all' sein Unglück; folg er seinem Kopf; Ich wünsch ihm Glück — Hiermit ward ich abgefertigt und sah mein Urtheil für ewig gefällt.

Wenn ich jemahls durch ein altes Weib mein Glück hätte machen wollen, so konnte dieses schon im Jhre 1750 in Holland mit drey Millionen geschehen. Es war also dieses Anerbiethen ein trauriger Ersatz für meine slavonischen Güter, auch erlittenen anderweiten Verlust und Drangsale. Noch weit unmöglicher war ein solcher Entschluß, da ich in Aachen wirklich verliebt war; da mir Vernunft, eigenes Wohl, Geschmack, Schönheit und ein edler Character dahin wirkten, um im Ehestande glücklich zu seyn.

Versprochen war ich damahls noch nicht mit meiner gegenwärtigen Frau, es war aber bereits im Herzen beschlossen, daß ich nach Aachen zurückkehren, und meinen ernsthaften Gegenstand erst näher wollte kennen lernen.

Der Feldmarschall Loudon, der sie kannte, hat viel dazu beygetragen. Er kannte mein Herz, auch meine feuri-

gen Entschließungen. Er wußte, daß ich eine heimliche Rache im Busen trug, und leicht in neue Verwicklungen gerathen könnte.

Er rieth mir; und Professor Gellert, mein Freund, den ich in Leipzig besuchte und befragte, rieth mir es auch — daß ich meinen, zu großen Unternehmungen fähigen Leidenschaften durch einen vernünftigen Ehestand ein Gebiß anlegen; mir allein Ruhe suchen und mich von allen Geschäften der großen Welt entfernen sollte.

Ich folgte diesem Rathe, welcher mit meinen Wünschen übereinstimmte; kehrte im December 1765 nach Aachen zurück, und verehelichte mich mit der jüngsten Tochter des ehemahligen daselbst regierenden Bürgermeisters de Brüe zu Diepenbendt. Er war bereits todt, und hatte ehedem von eigenen Mitteln in Brüssel gelebt, wo auch meine Frau geboren und erzogen ist; wurde auch in Aachen auf eine besondere Art durch Liebe der Bürgerschaft gezwungen, dieses Ehrenamt anzunehmen.

Er stammte aus einem alten adeligen Geschlechte in der Grafschaft Artois in Flandern, und seine bey Aachen begüterten Vorfahren hatten, ich weiß nicht, aus was für Ursachen das reichsritterliche Diplom von Wien erhalten. Die Mutter meiner Frau war eine Schwester des Vicekanzlers in Düsseldorf, Baron Roberts, Herrn zu Roland.

Man weiß in Wien nicht, daß nach den Fundamentalgesetzen ehemahls in Aachen einer von den zwey regierenden Bürgermeistern allezeit ein guter alter Edelmann seyn mußte; der andere ward aus dem Bürgerstande gewählt. Mein Schwiegervater blieb also Edelmann, wie er es zuvor war, ehe er aus Gefälligkeit die Bürgermeistersstelle annahm.

Und folglich dürfen meine Kinder ihren Geburtsrechten gemäß, sich ihrer Mutter nicht schämen, und können in allen Fällen ihre Ahnen aufweisen.

Meine Frau ist mit mir im größten Theile Europens bekannt und hat sich überall den rühmlichsten Beifall erworben. Sie war dabey jung und schön, tugendhaft und redlich. Sie hat mir eilf Kinder gegeben, wovon noch 8 leben, auch alle mit eigenen Brüsten gesäugt und rühmlich erzogen.

Gott gebe, daß ich sie versorgen kann, wie sie es verdient und wie ichs verpflichtet bin! denn durch meine Verfolgung hat sie während unsers 22jährigen Ehestandes viel mitgelitten.

In meinem letzten kurzen Aufenthalte in Wien wagte ich einen neuen Schritt; ich suchte eine Audienz bey unserm gegenwärtigen Kaiser Joseph; sprach von meinem Schicksale, besonders von den gründlichen Kenntnissen, die ich mir von den Mängeln seiner Staaten erworben hatte; fand Aufmerksamkeit und einen Monarchen, der sich unterrichten wollte, um sein Volk glücklich zu machen; erhielt Befehl, ihm meine Gedanken schriftlich aufzusetzen. Dies geschah in 19 ganzen Bogen trockenem Deutsch, worin ich jedem Gegenstande im Civil-Militär-, und öconomischen Fache seinen rechten Namen gab.

Dürfte ich diese Schrift jemahls dem öffentlichen Drucke übergeben; sie würde mir gewiß Ehre machen, auch erweisen, daß der Monarch sie nicht unbenützt gelassen, und viele wichtige Entwürfe aus derselben wirklich bewerkstelliget wurden.

Indessen bis ich dieses vielleicht bekannt machen darf, lese man den fünften Band meiner sämmtlichen

gedruckten Schriften. In diesen hab ich einen Theil meiner damahligen Gedanken verwebt, und so vorgetragen, daß man das übrige errathen kann.

Der Monarch nahm diese Schrift gnädig auf, ich bath bloß, sie geheim zu halten, weil ich in derselben Männer mit Nahmen genannt hatte, die mich von neuem unglücklich machen könnten. Auch das, was mir selbst in diesen Ländern begegnet war, und ich in diesen Blättern nur dunkel und mit möglichster Enthaltsamkeit angebracht habe, übergab ich höchstdemselben mit den gründlichsten Beweisen, in Hoffnung bey neu aufgehender Staatssonne mehr Licht für mein Recht zu finden.

Alles ward gnädig aufgenommen; blieb jedoch bisher für mich ohne Wirkung; ich aber eilte damahls nach Aachen.

Im ersten Jahre begegnete mir nichts besonderes. Ich lebte ruhig; und da mein Haus ein Sammelplatz aller großen und umgangswürdigen Fremden war, welche die Bäder daselbst zu brauchen hinreisen, so fing ich an, bekannter in der großen Welt zu werden, und machte mir überall Freunde der edelsten auch erhabensten Gattung; besuchte auch den Professor Gellert aus Leipzig; zeigte ihm meine Manuscripte und fragte ihn um Rath; in welchem Fache ich mit Beyfall in der gelehrten Welt aufzutreten wagen dürfe. Er wählte vorzüglich meine Fabeln und Erzählungen, tadelte aber die übertriebene höchst gefährliche Freymüthigkeit in meinen Staatsschriften.

Ich bin ihm nicht gefolgt, und habe deßhalb viele Verdrießlichkeiten erdulden müssen.

Nun gebar mir im Dezember 1766 meine Frau ihren ersten Sohn. Hier nahm ich Gelegenheit und schrieb folgenden Brief nach Wien an den jungen Monarchen, un=

sern gegenwärtig mit Ruhm herrschenden Kaiser. Dieser Brief ist im achten Bande meiner Schriften, unter dem Titel Belisarius an den Kaiser Justinian in verdeckter Gestalt zu finden, und bereits in dem zweyten Bande meines Menschenfreundes abgedruckt worden. — Der kurze Auszug desselben ist dieser:

„Ich habe hier in Aachen mit Ew. Majestät Vorwissen eine Frau genommen; und heute hat sie mir einen Sohn geboren, dem ich in der Taufe den Nahmen Joseph gegeben habe. Der hiesige kaiserl. Kämmerer und Oberst Baron Rippenda vertrat Ew. Majestät Stelle; es ist geschehen, ohne Dero gnädigste Bewilligung hierzu erbethen zu haben; meine Eigenliebe schmeichelt mir aber, daß ich dieselbe von einem Monarchen erwarten darf, der mein Herz und Schicksal kennt, und von dem ich durch mein Betragen eine günstigere Zukunft, Lohn, Schutz und Achtung zu erwarten habe.

Ich werde diesen Sohn für Ew. Majestät Staaten erziehen; und ihn lieber Gift mit der Muttermilch trinken, als die Grundsätze seines Vaters entbehren lassen. Gnädigster Kaiser! er heißt dessenungeachtet nicht Joseph nach Wiener Gebrauch; denn so lange ich lebe, bedarf er nichts. Wenn ich aber sterbe, so heißt er Joseph, um seinem Monarchen zu sagen, daß er der Sohn und rechtmässige Erbe der beyden Trenck sey, deren große Güter in Slavonien durch offenbare Ungerechtigkeit in fremde Hände gerathen sind.

Gnädigster Herr, den ich als künftigen Schutzgott des Erben meines Schicksals verehre! Erfreuen mich Ew. Majestät mit einer huldreichen Aufnahme dieses neuen Weltbürgers, und lassen mich zugleich bemerken, ob ich meine patriotischen Schriften und Staatspflichten

noch ferner Dero scharfsinnigen Beurtheilung vorlegen darf? Meine Wiener Feinde werden mir zwar täglich gefährlicher, ich stütze mich aber auf Höchstdero Gerechtigkeit und bin in allen möglichen Fällen des Glückes

Ew. Majestät

allerunterthänigster und treuer Patriot

Trenck."

Auf diesen Brief erhielt ich nun folgende Antwort, die ich aus erheblichen Ursachen hier bekannt mache, weil sie eigenhändig geschrieben war und in meinen Händen ist.

„Lieber Oberstwachtmeister Baron Trenck!

Ich nehme in Gnaden auf, daß Sie obwohl ohne mich vorher darum zu fragen, ihrem Sohn den Nahmen Joseph beygelegt, auch den Obersten Rippenda gewählt haben, um bey der Taufe meine Stelle zu vertreten. Zu einem Merkmahle meiner Ihnen künftig zuwenden wollenden besten Gesinnung mache ich Ihnen hiermit zu wissen, daß auch ihre Gage künftig nicht in Wien, sondern in Brüssel zu beziehen, aus erheblichen Ursachen angewiesen habe.

Ihre patriotischen und mir wohlgefälligen Schriften können Sie fortsetzen, und mir einschicken, weil ich die Wahrheit allezeit gern lese, lieber wird es mir aber seyn, wenn ich sie in natürlicher Gestalt, als in satyrischer Einkleidung lesen kann.

Ich bin Ihr

Joseph."

Bis hernach erhielt ich Befehl, mit Sr. Majestät Cabinetssecretär, Baron Röder, in Correspondenz zu bleiben.

# Anhang.

## 1. Zum Titelbildchen.

Gleich beym Eintritt in den Augarten durch das Hauptgebäude biethet sich dem Auge, wenn man rechts blickt, ein kleines ebenerdiges Haus dar, welches jetzt ziemlich verdeckt ist. Dieß kleine Haus hatte sich Kaiser Joseph erbaut, um daselbst die Sommermonathe zuzubringen und ruhiger arbeiten zu können. Es war mit einem niedlichen Gärtchen umgeben, in welchem der Bewohner gern viele Rosen sah.

Hier suchten ihn auch mehrere ausgezeichnete Reisende auf, so der russische Großfürst Paul, das Jahr darauf der Papst. Zwey Denksteine berichten dieß durch folgende Inschriften:

a)

x. Decembris 1781. — Advenientes Magni Russiarum Duces Paulus et Maria Principes Würtembergicos Suos Parentes, Fratrem, Sororem hoc in loco amplexi sunt. — Josephus II. Augustus hospites amice suscepit, mutuos amplexus vidit, sensit, aeternae memoriae in lapide consecravit.

b)

Aeternae Memoriae 18. Mai. 1782. Josephus II. Augusti gratus Hospes Pius VI. Pont. max. ex hoc loco populo undique confluenti benedixit.

## 2. Eigenhändiges Schreiben Maria Theresias an den Feldmarschall Grafen v. Neipperg.

Diese höchst merkwürdige Zuschrift, welche wir erst nach der Hand aufgefunden, fügen wir hier dem Artikel XXXIV im 2. Bändchen (S. 384): „Joseph in Windeln beim Reichstag“ bey. Ohne Datum ist sie vom Ende August 1741, kurz bevor die Kaiserinn die Reise nach Preßburg angetreten.

Lieber Graf Neipperg!

Es könnte wohl einige Gefahr für die hiesige Residenz sich ereignen. Wie viel an ihrer Erhaltung uns sowohl als der Monarchie liegt, brauche Ihm nicht vorzustellen. Hoffe zwar zu Gott, daß es nicht dazu kommen werde, wann es aber geschehe, so haben Wir beyde unser Vertrauen allein in seine so lange Kriegsexperienz, und thun Ihm von nun an für selbe Zeit die Stadt anvertrauen mit uneingeschränktem pouvoir, daß er sowohl im Militärischen als Politischen ohne weitere Nachfrage alles verordne, wie er es am besten finden wird. Dessentwegen Ich vor zwey Tagen diesen Aufsatz von de Böhm anverlangt, der sehr weitläufig und klar alles anmerket, auch diese Tabellen vom Fürst Lichtenstein anbegehrt, mit welchen beyden noch weiter die Sachen zu concertiren, wie auch mit Managetta, der schweigen kann, und sehr activ ist. Denn wegen der Vivres und andere Polizeyanstalten wird man ihn sehr nöthig brauchen. Es muß freylich so viel möglich dem Publico nicht einige Gefahr kund gemacht werden; doch aber bey einem so geschwinden Feind

alle precautions zu nehmen wären. Wir verlassen Uns nach Gottes Beystand vollkommen auf ihn, und sind ganz ruhig, ein so wichtiges Werk in seine Hände zu geben, und verbleibe allezeit seine gnädige Frau

Maria Theresia.

---

### 3. Anecdotisches, Kaiser Joseph betreffend.

nähmlich einzelne Züge, Bonmots, kürzere Denkwürdigkeiten, sämmtlich weniger oder nicht bekannt, ist in ziemlicher Anzahl in den 8 Bänden von Gräffers vermischten Original-Wiener-Skizzen enthalten. Indem wir uns erlauben, auf selbe, denen sowohl im Lande selbst, als in der fernsten Fremde so gut als einhelliger Beyfall zu Theil geworden, auch dießfalls aufmerksam zu machen, bemerken wir, daß dasjenige, was nicht zugleich die Aufschrift: Novelle, Genrebild u. dergl. und also außer dem Titel des Artikels gar keine weitere Characteristik hat, als rein thatsächlich zu betrachten sey. —

Die kleinen Memoiren sind Band I—III; die Dosenstücke Band IV und V; Kurzweil ist Band VI; Localfresken und Tabletten sind Band VII und VIII. Unmittelbar Josephinische Artikel befinden sich in I, 204; II, 36, 88; III, 95, 251; IV, 36, 73, 220, 250; V, 8, 87, 274; VII, 146, 232, 299; VIII, 125, 266, 333, 334.

Über die Josephinische Periode und deren markante Individualitäten enthalten jene vermischten Wiener-Skizzen zahlreiche Artikel. Zum Beyspiel: Alchymisten, I, 90; II, 136; V. 94; Alringer, I, 58; II, 71; III, 207 — Angelo Soliman, I, 146; VIII, 313 — Arnstein Fanny I, 248; III, 247 — Augarten I, 203; III, 247 — Ayrenhoff, I, 55, III, 247; IV, 275 — Birkenstock, IV, 59 — Blumauer I, 60, 1; 81; III. 146, 207; V, 276; VIII, 125 — Born, II, 89; IV, 250 — Bretschneider,

II, 1, 71 — Cagliostro III, 88; VI, 211; VII, 250 — Casanova, I, 21; VIII, 142 — Casti, I, 146; IV, 73 — Denis, II, 176; III, 207 — Dianagesellschaft, IV, 267 — Flugschriften, VII, 111 — Glacis, V, 149; VIII, 34 — Greiner, III, 207 — Grossing, IV, 36 — Haschka, I, 58; II, 71; III, 207 — Hetze, II, 114, 162; III, 83 — Jesuiten, VIII, 318 — Kaunitz, I, 204; II, 107, 134; IV, 73; V. 49 — Kempelen IV, 8; VII, 205 — Lascy, VIII, 200 — Loudon, I, 207; III, 200 — Lessing, III, 224 — Ligne, de, II, 65, 74, 271; III, 73, 140; VIII, 43 — Metastasio, I, 171; IV, 73, 209 — Mozart, I, 224, 227; III, 21; IV, 29, 32, 73 — Paradis, IV, 231, VII, 40 — Perinet, I, 115; VIII, 271 — Pezzl, II, 237 — Platzel, IV, 46 — Quarin, II, 103 — Ratschky, I, 57; III, 207; VIII, 33 — Rautenstrauch, I, 60; II, 97; VIII, 316 — Retzer, I, 85; II, 194; III. 207 — Sonnenfels, II, 59, 73; III, 112, 225 *) — Swieten, I. 96; II, 51; III, 10; VII, 276 — Stoll, II, 239; IV, 73; V, 173; VII, 155; Stubenmädchen, V, 161; VII, 21, VIII 341 — Szekely, VII, 98 — Theresia, II, 51, 104; III, 47, 95, 219, 228, 243; IV, 71; VIII, 330 — Trenck, II, 94; III, 249 — Weiskern, VII, 135 — Winckelmann, III, 160 — Zeitschriften, II, 102; V, 224; VI, 296.

*) Die erste datenausgestattete Biographie dieses großen Mannes befindet sich im 1. Theile des jüdischen Plutarch, Wien 1848.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gräffer, Franz, 1785-1852

Josephinische Curiosa oder ganz besondere, theils nicht mehr, theils noch nicht bekannte Persönlichkeiten, Geheimnisse, Details, Actenstücke und Denkwürdigkeiten der Lebens- und Zeitgeschichte Kaiser Josephs II
Bd.: 3

Wien 1848

Bamberg, Staatsbibliothek -- Bg.pr.o.73#3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11426732-5